







Princeton University Library



32101 066401199

Goldschmidt

DER WILLE ZUM LEBEN

AP

914.105.496

Library of



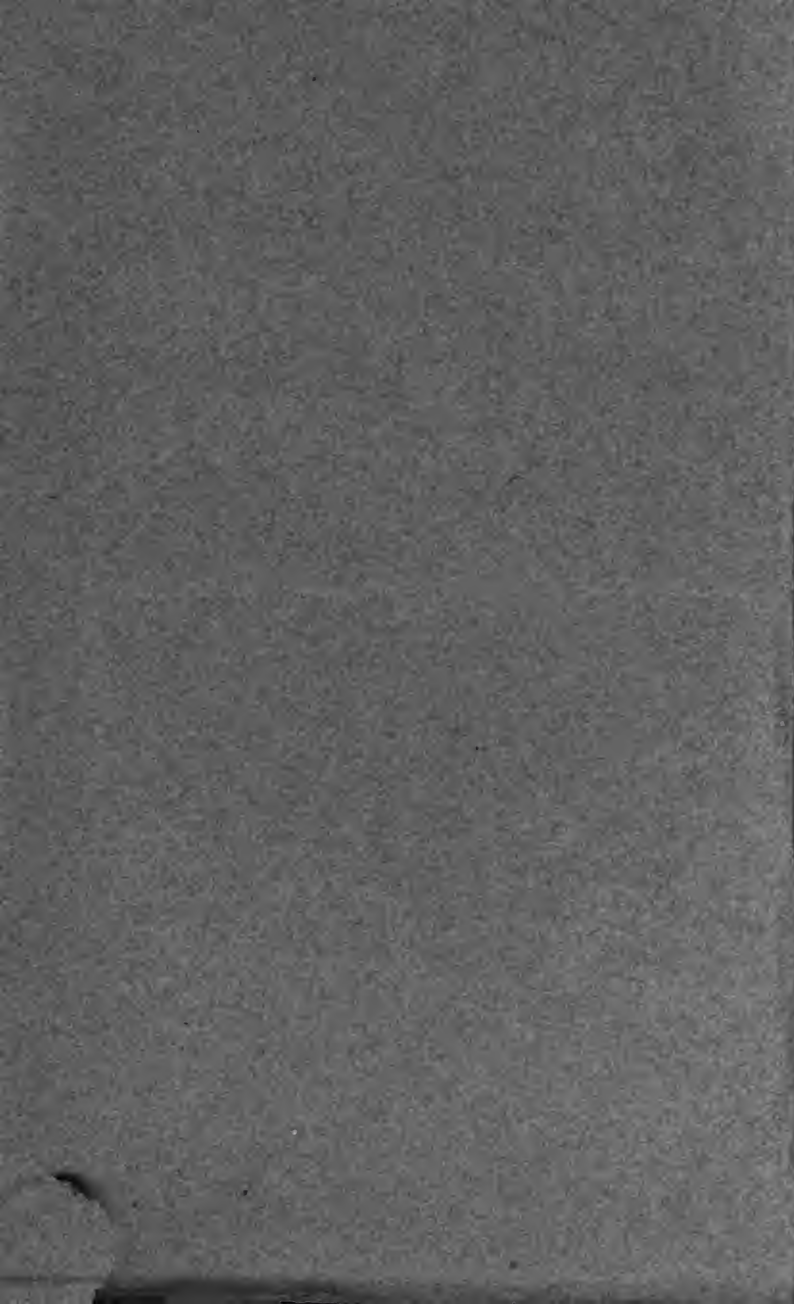
Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

501

Edgar Schmitt
Der Wille
zum Leben





Lothar Schmidt
Der Wille zum Leben

Der Wille zum Leben

Erzählung
von
Lothar Schmidt

Berlin W. 30
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Hermann Ebboda

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1909 by Concordia Deutsche Verlags-Anstalt,
Hermann Ebbod in Berlin W. 30

Frau

Johanna von Henriquez

zu eigen.

Die Glocken der Berliner Lutherkirche läuteten zu einem Grabe.

Draußen auf dem Friedhofe der Belle-Alliancestraße bettete man den Fabrikanten Heinrich Kolberg zur letzten Ruhe.

Ein seltenes Ereignis, wenn dieser von dem Häusermeer der unheimlich wachsenden Reichshauptstadt längst umschlungene, von dem Lärm der elektrischen Bahnen, der rasselnden, ratternden Automobile, der rollenden Lastwagen und dem Geschrei des Lebens pietätlos umbrandete Gottesader einem neuen Toten sich erschloß. Nur Leichen mit verbrieftem Anrecht auf die wenigen noch offenen Familiengrüfte wurde solches Privileg zuteil; denn Tausende von geschmückten und verwahrlosten Hügeln bedeckten schon den Ort und ließen hier nicht Raum mehr den täglich heimgehenden Parochialen, die zu empfangen außerhalb der Stadt ein weiter, großer Zentralfriedhof sich eröffnete.

Weil nun eine Beerdigung an dieser Stätte zu den Ausnahmen gehörte, deshalb standen heute trotz der grimmen Kälte die Leute neugierig vor dem offenen schmiedeeisernen Tore und schauten auf die Leidtragenden, die den Equipagen und

(RECAP)

3446
125
351
550091

Droschken mit Kränzen und Palmen in den Händen entstiegen. Sie lauschten der Trauerweise, die von der Gruft her durch das nackte Geäst der von herrlichem Raureif bedeckten Bäume und über die marmornen Steine hinweg nach der Straße drang.

Für die Dragoner der gegenüberliegenden Kaserne war's beinahe ein Fest. Sie rissen die zahllosen Fenster auf und lehnten sich Schulter an Schulter, so viele ihrer Raum hatten in einer Öffnung, mit frischen, jungen Gesichtern über die Brüstungen, indem sie sich um die besten Plätze balgten.

Unter den Trauernden in der Kirchhofshalle befand sich einer, der, gelangweilt von der eintönigen, phrasenhaften Wortfülle der Leichenrede, nicht umhin konnte, in dieser ernstesten Stunde durch die ihm liebe Gewohnheit behaglichen Reflektierens sich ein wenig die Zeit zu verkürzen.

Dieser hieß Oskar Siewert und war der Bruder von Frau Rolberg, der Witwe des Verstorbenen.

Schon durch seine Haltung schien der Mann gegen die offizielle Feierlichkeit der Umgebung zu protestieren, durch seine gutmütig die Versammlung mustern den Blicke, durch ein diskretes Sähnern, das trotz geschlossenem Munde an den zeitweilig erweiterten Nasenflügeln sich bemerkbar machte.

Er war ein Fünfziger, mittelgroß, mit ein wenig Embonpoint. Das Gesicht über den breiten, kräftigen Schultern verriet Gesundheit und eine selbst hier angesichts des Todes sorglos unverhüllte Lebensfreude. Seine großen Augen blickten überraschend klug in die Welt.

Oskar Siewert ging es allenthalben so, daß er für Feierlichkeit nie weniger Sinn hatte, als wenn sie ihn, wo auch immer, in offizieller Form umgab.

Was der Geistliche am Sarge sprach und wie er sprach hätte ihm jede weihevollte Stimmung zerstört, wenn er überhaupt hierher welche mitgebracht hätte. Nicht als ob der Verstorbene ihm gleichgültig gewesen wäre, da er noch unter den Lebenden weilte. Im Gegenteil, die beiden Schwäger hatten durch zwanzig Jahre in freundschaftlichem Verkehr gestanden, und eine Lücke war durch Heinrich Rolbergs Heimgang auch in Siewerts Dasein gerissen.

Aber dies hier schien dem Überlebenden nicht der Ort für melancholische Erwägungen. Schon die Vorstellung, daß der pathetische Mensch da oben auf der Kanzel bei der Herfahrt verstohlen hinter den Falten des schwarzen Talars vielleicht eine Schinkenstulle gegessen, eine Prise Schnupftabak genommen oder eine triviale Zeitungsnotiz gelesen haben mochte, reizte Oskar Siewert zu einem

freundlichen Schmungeln. Wie oft an dieser Stätte mochte der Herr Pastor sie schon vom Stapel gelassen haben, die nämlichen großen Worte mit der nämlichen großen Leere? Wie oft schon mochte er das Himmelreich verschenkt haben an die im Sarge zu seinen Füßen, während ihm die Gedanken wer weiß wie fest am Erdbdasein kleben?

Und zum Überfluß hieß er gar noch Fiedebirn, der Geistliche!

Siewert empfand den Namen als ungemein komisch, weil dieser Name im Kontrast zu der rhetorischen Art und zu dem sonoren Baßton des Redners so schrill und so piepsig klang wie der entgleiste Bogenstrich auf der E-Saite einer Geige. Auch beobachtete er, daß mitten im schönsten Schwunge der Geistliche von Zeit zu Zeit unter den Lidern des zur Decke der Leichenhalle erhobenen Hauptes in die Trauerversammlung hinablugte, wie um den Eindruck seiner Predigt von den Gesichtern der Leidtragenden abzulesen.

„Ganz recht hat er!“ dachte Siewert, „ganz recht. Geseht, ich wäre an seiner Stelle, so würde es mich ebenfalls interessieren, zu erfahren, ob ich die Leute da unten weinen mache oder lachen. Wäre das Fiedebirn egal, so müßte ich ihn für einen ruchlosen Zyniker erklären, während er doch allem Anschein nach seiner Herde ein sehr ehren-

werter Hirte ist, der nicht ohne Grund die Schätzung und das Vertrauen der Gemeinde genießt. Gesezt aber, ich wäre wirklich an seiner Stelle — bei Gott, kürzer würde ich es machen, viel, viel kürzer!“

Indessen, es war ein Begräbnis erster Klasse!

Also hieß es sich fügen in das Unvermeidliche. Und Siewert fügte sich, geduldig frierend, indem er aus seinen großen, guten Augen mit menschenfreundlicher Teilnahme auf die Verwandten blickte.

Da saßen sie nun in der ersten Reihe der Trauernden, die Schwester und die Schwestertochter, und schluchzten, umhüllt von schwarzen Schleiern, und konnten sich nicht beruhigen, wie sehr auch Gustav Rolberg, der Bruder des Verstorbenen, um die Schwägerin und der Leutnant zur See Walter Rade um die Braut sich bemühten.

„Schwester, Mädel!“ hätte Siewert am liebsten den beiden Frauen zurufen mögen, „hört mich an: Wenn einer fortgeht, glaubt mir's doch, es ist ja nicht so arg. Was ihr an Schmerz empfinden mögt trotz dieser Leichenrede, denkt nur daran, daß man nie den Toten beweint, sondern immer bloß sich selbst. Dem Toten tut ja kein Bein mehr weh und kein Zahn. Müßt ihr weinen, gut, so weint und erleichtert euch. Aber stellt euch die Sache doch nicht so vor, als ob aus seinen erloschenen Augen der im Sarge etwa sehnsüchtig zurückschaute nach

jenen, die er verließ, als ob er mit den kalten, starren Armen wehmütig zurückgriffe nach euch, die er nicht mehr sieht, noch denkt, noch fühlt. Was ihr ihm gewesen seid, das wart ihr ihm, da er noch atmete; jezt seid ihr ihm nichts mehr. Ist es euch aber bewußt, daß eure Tränen nur euch selber fließen, so sei es drum; sie werden euch zeitig genug versiegen. Denn, wenn das Schicksal an die Türen der Sterblichen pocht und ihnen das Liebste entreißt, das sie auf Erden zu besitzen meinen, so bleibt ihnen allemal etwas noch Lieberes, Teureres zurück, ihr eigenes Ich. Seid nicht wie die Menge! Die hat nicht den Mut und das Zeug, über sich selbst sich klar zu werden, sondern wehrt sich gegen die Erkenntnis solch' vernünftigen Naturgesetzes, während sie ihm doch in unbewußter Praxis gehorcht. Ganz überflüssiger Zwiespalt das! Der Tote hinterläßt Lebende, und Lebende sind keine Maschinen; ihr Denken und Fühlen ist auch nicht für einen Augenblick abzustellen, gleich einem Räderwerk, von den Trieben, Wünschen, Ängsten und Hoffnungen, womit der Wille zum Leben sie umklammert.“

Also hätte Siwert ihnen am liebsten zurufen mögen.

Und diesen Willen zum Leben für sich und für die Hinterbliebenen Heinrich Rolbergs als etwas

Selbstverständliches voraussetzend, sagte er beim Verlassen des Friedhofes zu der Witwe:

„Fahr' du inzwischen mit den andern voraus, Luise. Ich muß erst nochmal nach Hause; ich habe meine Zigarren vergessen.“

Er möchte doch gleich mitkommen, bat die Schwester leise, er könne ja von Heinrichs Zigarren rauchen.

„Nee, Kind, die schmecken mir nicht! Die haben mir nie geschmeckt!“ klang es zurück.

Und fort war er.

*

Die schmiedeeisernen Pforten des Kirchhofes in der Belle-Alliancestraße wurden wieder geschlossen.

Die Menge der Neugierigen, da es nichts Außergewöhnliches mehr zu sehen und zu hören gab, zerstreute sich. Von den Fenstern der einer Riesenlaterne vergleichbaren Dragonerkaserne verschwand wieder die jungen Soldatengesichter.

In einem bequemen Landauer, den ein reicher Geschäftsfreund zur Verfügung gestellt hatte, fuhren die Witwe, der Bruder des Verstorbenen, seine Tochter und deren Verlobter nach dem in der Bülowstraße gelegenen Trauerhause zurück.

Die Insassen des Wagens sprachen kein Wort, während geräuschlos auf weichen Gummirädern

der geschlossene Landauer sie im schnellsten Tempo durch die belebten Straßen der winterlichen Hauptstadt führte. Die dichtgefrorenen Kristallscheiben mit ihren akanthusförmigen Eisblumen wehrten jedem Blick der Trauernden, der sich etwa auf das lärmige Treiben der Straßen hätte verirren wollen.

Als einzige Verwandte, ja überhaupt als einziger Mensch in der Wohnung der Familie Kolberg war eine alte Dame zurückgeblieben, die Tante Christine. Ihr, die erst kürzlich von einer schweren Lungenentzündung genesen war, hatte der Arzt die Teilnahme an der Beerdigung streng untersagt. Sie hatte sich widerstrebend gefügt, es sich aber doch nicht nehmen lassen, von ihrer Pension am Nollendorfplatz die paar Schritte hinüber zu tun und an Stelle der Hausfrau zu sorgen und zu schaffen, damit die andern, wenn sie vom Begräbnis zurückkämen, wenigstens eine heiße Tasse Kaffee vorfinden, denn auch Marie, die Köchin, hatte sich hinaus nach dem Friedhof begeben.

Was so in der Seele einer siebenzigjährigen Jungfer vorgeht, die sich seit länger als einem Menschenalter einsam, unnütz und überflüssig in der Welt gefühlt hat und nun unter solchen Umständen vorübergehend zu einer ihr höchst wichtig erscheinenden Mission berufen wird! Mitten in dem Schmerz um ihren guten Neffen erwachte in

Tante Christine, während sie mit Tellern und Tassen im Speisezimmer herumhantierte, das stolze Bewußtsein: sie brauchen dich, die Hinterbliebenen, und du wirst ihnen einmal zeigen, daß du im Unglück die einzige bist, die den Kopf oben behält.

Schon vorher hatte sie heimlich beim Konditor einen großen Napftuchen bestellt und eine Schüssel mit Schlagsahe. Sie legte mit geschäftigen, zitternden Händen ein großes Tischtuch auf. Sie bereitete den Kaffeetisch so gut, aber mindestens so gut wie eine richtige Hausfrau. Dabei disponierte sie bereits, in welcher Reihenfolge die andern nachher sitzen sollten, indem sie mit dem Zeigefinger an jede einzelne Tasse tippte und leise den entsprechenden Namen vor sich her murmelte. Vor dem Stuhle, der leer bleiben würde und der auch schon während des langen Krankenlagers des Hausherrn bei den Mahlzeiten leer geblieben war, hatte sie die Tasse des Verstorbenen hingestellt, um in ihrer Art einen Akt der Pietät zu vollziehen. Eine Krume, die sie, kostend, aus der inneren Höhlung des Napftuchens abgezwickelt hatte, fiel jetzt in die Tasse des Toten. Tante Christine schüttete das Brinckelchen aus der Tasse in die flache Hand und aus der flachen Hand warf sie es sich in den geöffneten Mund. Dann blieb sie kauend und sinnend stehen, unbeschäftigt eine Weile, und gedachte des Toten.

Jetzt drehte sich ein Schlüssel in der Rükchentür. Marie, die Köchin, lehrte als erste von dem Begräbnis zurück. Sie war nicht eben erbaut davon, daß eine andere hier in der Küche schaltete, wo ihre Launen seit nahezu zehn Jahren selbst vor der Frau und der Tochter des Hauses respektiert wurden.

Christine sah das unwirsche Gesicht der Heimlehrenden und, sich gleichsam entschuldigend, sagte sie:

„Ich wollte nur mal wegen der Schlagsahne, Marie . . . und dann wird man wohl auch das Kaffeewasser ansehen müssen . . .“

„Schon gut, Fräulein Christine . . . lassen Sie nur. Ich weiß schon, was ich zu tun habe.“

Christine schickte sich an, die Küche zu verlassen.

Daß die Aufforderung so wörtlich genommen wurde, lag nun allerdings nicht in der Absicht der Köchin, die rasch ihren Muff und ihre Jade abtat und sich sofort an die Arbeit machte. Sie hatte, während sie einen großen Topf mit Wasser auf den Gasherd stellte, das Bedürfnis, zu erzählen und gehört zu werden.

„Nee, war das eine schöne Leiche! . . . eine wirklich, aber wirklich eine schöne Leiche, Fräulein Christine . . . Und eine Predigt! und eine Masse Menschen und Kränze! Scheener konnte der Herr sich sein Begräbnis nich wünschen.“

„Ist denn schon alles zu Ende?“ fragte, auf der Schwelle sich umdrehend, die andere.

„Noch nicht, Fräulein Christine. Jetzt kommt erst noch ein Choral vom Turnverein V o r w ä r t s, wo doch der Selige Ehrenmitglied ist gewesen. Und dann noch 'n mal Musike . . . Ach, ich wär' für mein Leben gerne noch dageblieben!“

Christine seufzte leise: „Nicht einmal die letzte Ehre durft' ich ihm erweisen! Mußte hier mutter-seelenallein Grillen fangen. Wie ich jetzt hier für mich war, hab' ich mir so gedacht: Du wirst gewiß die Nächste sein, die dranglauben muß aus der Familie.“

„Sein Sie zufrieden, daß Sie nicht mit waren, Fräulein Christine. Den Tod hätten Sie sich geholt. Eine Kälte! . . . eine Hundekälte, sag' ich Ihnen, da draußen auf dem Kirchhof. Den Trompetern sind die Töne förmlich feste gefroren, und ein großer Eiszapfen hing von der Posaune runter.“

Christine kam vertraulich näher, ganz dicht an die Köchin heran, die sich an der Gasflamme die starren, roten Hände wärmte.

„Glauben Sie, Marie, daß ich die Nächste sein werde aus der Familie?“

Jene zuckte die Achseln:

„Das ist schon möglich, Fräulein Christine.“

Von solcher Antwort war die alte Dame sichtlich unangenehm berührt. Wie sehr sie es auch

L. Schmidt, Der Wille zum Leben.

2

liebte, selbst von ihrem Tode zu reden, so peinlich war es ihr, wenn andere daran auch nur zu denken wagten. Sie bedauerte, sich mit der dummen Person überhaupt in ein Gespräch eingelassen zu haben, und wandte sich jäh von ihr ab. Doch abermals auf der Schwelle machte sie Halt, denn Marie schien eifrig bemüht, in Güte einzulenten:

„Das heißt, Fräulein Christine, behaupten kann man so was ja nich. Wen's halt trifft das nächstemal. Der Senfmann mäht mal 'n Junges, mal 'n Altes, wie's ihm gerade einfällt, Fräulein Christine.“

„Eben, Marie! ich dächte auch, nach den Jahren geht's nicht immer. Ich, für meine Person, mach' mir gar nichts draus. Aber Sie wissen ja, drüben vom Tischler die Großmutter, die ist jetzt neunzig geworden und immer krank gewesen und hat doch Kinder und Kindeslinder sterben gesehen.“

„Ja, wahrhaftig! Die hat der liebe Gott auch vergessen.“

„Auch? wen hat er denn noch vergessen?“

„Ich meine bloß so . . . Sie, Fräulein Christine, mit Ihren siebzig . . . hä, das ist doch noch gar kein Alter . . . Ich zum Beispiel, du lieber Himmel, ich bin doch heute noch in den besten Jahren? Na, und in fünfunddreißig Jahren werd' ich halt auch schon siebzig.“

„Daß Sie mein Bettzeug kriegen, wenn ich mal — — das wissen Sie doch, Marie?“

„Ja, Fräulein Christine, versprochen haben Sie mir's wohl, aber . . . hm . . . der Gärtnersfrau haben Sie's auch versprochen. Allen versprechen Sie die Betten. Ich bin wirklich neugierig, wem daß Sie Wort halten werden.“

„Wenn mich der liebe Gott früher als Sie . . . und Sie sind sonst immer fleißig und brav, dann kriegen Sie mein Bettzeug. Hier meine Hand darauf!“

Die Köchin ergriff freudig die ihr dargebotene Rechte:

„Da würd' ich mich auch erkenntlich zeigen mit 'nem Kranz oder mit 'nem Lorbeerzweig oder so was,“ erwiderte sie warm.

Tante Christine seufzte tief:

„Man begräbt alle seine Lieben. Man fährt jahraus, jahrein zum Kirchhof, bis man selber nicht mehr zurückkommt.“

„Wenn ich wär' wie Sie, Fräulein Christine, ich tät beizeiten meinen letzten Willen machen über meine Sachen und tät meine Bestimmung treffen, daß mir nur Pastor Fiedebirn dürfte die Grabrede halten. Der Mann hat Ihn' so eine freundliche Art, die Seelen in den Himmel einzuführen . . . er red'ts dem lieben Gott förmlich

ein, daß man schon bei Lebzeiten ein Engel ist gewesen. Na, wie gesagt, der selige Herr kann sich nicht beklagen über sein Begräbnis. Alles, was recht ist — es war eine wunderschöne Leiche: vierundzwanzig Ellipagen, zwölf Droschken, und vom Sarge war Ihn' vor lauter Palmen und Kränzen nich 'n Endchen zu sehn! Und die Uniformen von dem gnädigen Fräulein ihren Bräutigam und von seinem Freunde, dem Herrn Kapitän! Nee, das hat sich wirklich zu hübsch gemacht! . . . Jesses, da ist ja gar Schlachsfahne, Fräulein Christine!“

In dem Gesichte der alten Dame strahlte etwas wie Genugthuung.

„Jawohl, Schlachsfahne!“ sagte sie triumphierend. „Und drinnen steht ein Napfstuchen, den hab' ich auch besorgt!“

„Ich glaube immer, Fräulein Christine, Sie . . .“ hier stockte die Röchin zögernd.

„Na, Marie? immer raus mit der Sprache . . . Was wollten Sie denn sagen?“

„Ich getrau mir's nicht recht. Ich . . . aber Sie dürfen's nich übelnehmen — ich wollte sagen, Sie haben sich gewiß ein hübsches Sümmdchen erübrigt mit den Jahren?“

Keine Miene der alten Dame verriet den Unwillen über diese plumpe Vertraulichkeit. Gewiß,

sie ärgerte sich, daß ein Diensthote ihr so familiär zu reden wagte; im Grunde aber war's ihr nicht ganz unangenehm, daß man ihr einiges Geld zutraute. Sie nickte lächelnd und ging ins Zimmer. Da rief es hinter ihr her:

„Vergessen Sie nicht an das Bettzeug, Fräulein Christine!“

Hinter der Thür ballte sich die magere, blaugeäderte Hand der Greisin zur Faust:

„Du Luder!“ murmelte sie. „Nichts kriegst du! nicht eine Ziehe! nicht eine Feder!“

*

Trotzdem man die Blumenspenden schon am Morgen nach der Familiengruft hinausgeschafft hatte, lag jetzt noch, am Nachmittag, über der ganzen Kolberg'schen Wohnung jener eigentümliche Duft von Kränzen und Tannengrün, vermengt mit einem dumpfen Geruch wie von feuchtem Moose.

Marie, die durchs Küchenfenster den Wagen mit der Herrschaft vom Kirchhofe zurückfahren sah, goß rasch in den siedenden Topf Wasser das braune Rasseemehl. Das tanzte einige Sekunden auf der brodelnden Flüssigkeit, schäumte auf und entsandte in die Luft dicke Dampfwolken. Ein wundervolles Aroma drang durch alle Zimmer, vermählte sich mit dem Odem der Lilien und Narzissen, der Tuberosen und des Nadelblaus.

Leise, auf den Bebenspißen, traten die Ankommen den aus der eisigen Winterluft in das warme, wohlige Speisezimmer ein.

Aus der Nachmittagsdämmerung des Raumes winkte ihnen einladend der weißgedeckte Eßtisch entgegen. Christine begrüßte alle mit einem stummen Händedruck.

Die Witwe, eine blonde, noch sehr stattliche Frau von etwa vierzig Jahren, sog tief atmend den nervenbelebenden Dunst des Kaffees ein, um gleich darauf, als schämte sie sich dieser kräftigen Lebensäußerung, mit leisem Seufzer zu hauchen:

„Das war ein schwerer, schwerer Gang, Tante Christine!“

„Ja,“ nickte ihr Schwager, indem er sich die angelaufene Brille mit dem Taschentuche abtrocknete und mit kurzichtigen, zwinkernden Augen den Weg zum Tische suchte. „Ein Mysterium, der Tod . . . aber das Schlimmste haben wir nun mal hinter uns.“

Luiſe Kolberg schüttelte müde den Kopf:

„Ich werde den schrecklichen, den entsetzlichen Gedanken nicht los, daß mein armer Heinrich in der kalten Winternacht so ganz allein liegen soll unter der schwarzen Erde.“

Ihr Schwager Gustav, wie um diese finstere Vorstellung zu verscheuchen, drehte über dem Eß-

tisch den Hahn des Kronleuchters auf, der sich nun puffend von selbst entzündete.

Christine legte die Hand vor die geblendeten Augen, und auf die getroffenen Vorbereitungen deutend, sagte sie:

„Ich habe Heinrichs Tasse auch mit hingestellt zum Zeichen, daß er mitten unter uns ist in unserm Geiste!“

„Du treue Seele!“ flüsterte die Witwe und drückte ihr warm die Hand. Aber Gustav Kolberg riet dringend, die Tasse beiseite zu stellen, „denn,“ meinte er, „wenn sie zerschlagen würde — — —“

Luise gab ihm recht, nahm die Tasse und trug sie mit matten Bewegungen zur Knebenz. Doch ehe sie das Meißener Porzellan, ein Familienerbstück, das Christine vor Jahren dem Verstorbenen zu Weihnachten geschenkt hatte, wieder im Schrank verschloß, streichelte sie lieblosend mit der Hand über die zarte Malerei: „Mein Gott, er wird nie wieder daraus trinken!“

Gustav versuchte sie mit dem besten Trost zu trösten, den es im Unglück gibt; er wies auf sein eigenes Leid hin: es sei ebenso schlimm, den Bruder zu verlieren als den Mann, und obwohl er selber des Zuspruches bedürftig sei, so gelobe er doch feierlich, ihr ein Hort und eine Stütze zu sein.

„Der Raffee wird kalt werden!“ murmelte Tante Christine.

„Wenn ich zurückdenke, ob man es an irgend etwas hat fehlen lassen in der Pflege oder in der Geduld oder sonstwie?“ klagte Luise.

„Wie kannst du nur so reden, Schwägerin? Du hast den Bruder gepflegt mit einer Aufopferung, mit einer Pflichttreue, mit . . . Was du getan hast, das tut so bald keine Frau!“

„Er war aber manchmal so ungeduldig in der letzten Zeit,“ schluchzte sie. „Ich könnte mir die bittersten Vorwürfe machen, denn ich war vielleicht nicht immer so, als ich hätt' sein sollen. Aber das darfst du mir glauben, Gustav: Heinrich und ich, wenn wir uns auch mitunter nicht so recht verstanden haben in unserer Ehe, ich hab' in der langen Krankheit getan, was in meinen Kräften stand. Seit vielen Wochen hab' ich kein Auge zugemacht! keine ruhige Stunde hatte ich von dem Tage an, wo er sich hinlegte.“

Überwältigt vom Mitleid mit sich selber, brach sie in ein heftiges Schluchzen aus, das ruckweise den ganzen Körper stieß und schüttelte.

Gustav bat, beschwor sie, daß sie nicht fortwährend in der eigenen Wunde herumwühlen möge, aber es dauerte geraume Weile, bis es ihm gelang, ihr das Gesicht von den Händen zu be-

freien, worin sie es vergraben hatte. Sie starrte mit umflorten Augen ins Leere und sagte endlich, es sei ihr wenigstens eine Beruhigung, zu wissen, daß sie einst neben Heinrich werde beerdigt werden.

„Es wird wieder eine Zeit kommen, Schwägerin, wo du an anderes denken wirst als an unsern Toten! Luise, es wird, so Gott will, eine Zeit kommen, wo du mit diesem schwarzen Kleide auch vom Herzen wieder die Trauer ablegen wirst!“

Die Witwe schüttelte energisch den Kopf. Sie vertrug es nicht, jetzt davon reden zu hören.

Christine, immer einladend auf die dickbäuchige Kaffeekanne zeigend, beeilte sich, Gustav Kolberg beizupflichten:

„Eher, als du's glaubst, wird diese Zeit kommen. Ich hab' es zu oft mitgemacht. Ich habe Leidtragende gesehen, die sich wie wahnsinnig geberdeten! Ich hab' Männer gesehen, die wollten sich in das offene Grab der Frau stürzen. Und umgekehrt. Raum aber war das Trauerjahr vorüber, da hat man von neuem Hochzeit gefeiert.“

„O, sei still!“ bat Luise mit gefalteten Händen.

„Ach,“ meinte die Tante, „ich will dir ja deinen schönen Schmerz nicht schmälern . . . i bewahre! Ich ehre deine Trauer. Aber wenn ich mal die Augen zudrücke, ich für meine Person mach' mir

keine Illusionen . . . Leben und Tod — Tod und Leben: ich kenne das!“

Gustav zog die Stirn in Falten und bedeutete der Sprecherin mit einem Blicke, sie möge dieses Thema endlich fallen lassen. Indessen, die alte Dame verstand ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen; sie fuhr unbeirrt in ihren pessimistischen Betrachtungen fort. Da unterbrach er sie ungeduldig:

„Und wenn Luise wieder Freude am Leben fände? Und wenn sie später das Lachen wieder lernte? . . . Bei uns zulande verbrennt man doch die Witwen nicht. Gott sei Dank!“

„Habe ich etwa behauptet, sie soll sich verbrennen lassen?“ brummte ärgerlich die Tante. „Wozu überhaupt das viele Reden? Davon wird Heinrich nicht wieder lebendig! Macht und trinkt endlich euren Kaffee! . . . und ihr auch, ihr beiden da!“

Die letzten Worte galten dem Brautpaar. Walter und Irma hatten im Erker gestanden, ohne daß die andern ihnen besondere Aufmerksamkeit schenkten. Das schöne Mädchen, bleich und abgespannt von den Aufregungen der letzten Tage, hatte die Stirn gegen die kalte Fensterscheibe gepreßt und traumverloren in die zerfetzten und zerrissenen Wolken geschaut, die mit rasender Geschwindigkeit über den dunkelnden Dezemberhimmel jagten. Neben ihr der Leutnant redete leise hastig

auf sie ein, ein Bittender, wie es schien, dem keine Antwort zuteil wurde.

Es hatte sich nämlich vorhin, als man vom Kirchhof zurückkehrte, im Vorzimmer beim Ablegen der Garderobe zwischen den beiden eine Szene abgespielt. Der Bräutigam hatte Irma, da er sich mit ihr allein sah, ehe sie sich dessen versah, mit stürmischen Armen umfaßt und heiße, langverhaltene Küsse ihr auf Mund, Augen und Hals gedrückt, Küsse, die sie behebend erwidert hatte bei noch offenem Grabe des Vaters. Und als sie nach kurzem Rausche erschreckt, entsetzt, sich ihm zu entwinden versuchte, da hatte er sie erst recht mit den kräftigen Seemannsarmen wie mit Schraubstöcken umklammert gehalten. Aber, wie er gleich darauf ein leises Weinen hörte und ihre Tränen über seine Wangen und Hände rinnen fühlte, hatte er sie freigegeben mit stammelnden Worten der Entschuldigung. Keinen Vorwurf, keinen Ausdruck des Unwillens bekam der Offizier von Irma zu hören, nur ein Zucken ihrer Mundwinkel, ein jähes Blitzen ihrer streng und starr auf ihn gerichteten Augen, eine stolze Härte, die sich über ihr Gesicht legte, verrieten ihm, daß sie in tiefster Seele beleidigt war.

Sie beherrschte sich und ließ die andern nichts merken. Einen Moment nur verschwand sie in

ihr Zimmer, kühlte sich dort die Augen mit Wasser und kam dann still, sanft, traurig wieder, wie sie es die letzten Tage vor und nach dem Tode des Vaters gewesen war.

„So schau' mich doch nur einmal wieder an! So sag' doch, daß du es mir nicht nachträgst!“ —

Der junge Marineoffizier erschöpfte in einer ihm sonst fremden Beredsamkeit alle Möglichkeiten demütigen Bittens, reuevoller Unterwürfigkeit. Schuldbewußtsein und Leidenschaft ließen seinen Worten eine herzwarne Innigkeit. Doch sie, an die sie gerichtet waren, stand da, das unbewegliche Marmorgeficht dem immer dunkler werdenden Himmel, den immer schneller jagenden Wolken zugewendet.

Und er, wie ein Verliebter so zu reden pflegt in ähnlicher Situation, fuhr fort:

„Wenn du mich nicht mehr magst, Irma, so sag' es mir doch grade heraus!“

Keine Antwort.

„Oder nid' wenigstens ein klein bißchen mit dem Kopf zum Zeichen, daß du bloß schmollst mit mir . . . wenn du nämlich bloß schmollst, so will ich es ja gerne ertragen . . . Sei gut, Irma. Sieh', übermorgen schon ist mein Urlaub zu Ende und dann sehen wir uns wochenlang nicht bis zur Hochzeit! Bringst du es übers Herz, mich so gehen zu lassen?“

Noch immer keine Antwort.

Ja, war denn, was er getan hatte, wirklich so ein Verbrechen gewesen? Zuerst seit der langen Verlobungszeit wurde Walter ernstlich irre an ihr.

Kein Wunder: ihm fehlte der Schlüssel zum Verständnis ihres Betragens, das nicht allein in seiner tiefen Überraschung begründet war. Sie selbst war sich ja nicht einmal klar über die wahren Motive ihrer Unversöhnlichkeit, die sich nur dunklen und verworrenen Gefühls unter der Schwelle ihres achtzehnjährigen Bewußtseins regten, für einen Augenblick zum Licht der Selbsterkenntnis drängten, um gleich darauf wieder von Gewissensbissen verschluckt zu werden, wie schon einmal in einer der letzten Nächte.

Vor drei Tagen war es gewesen, in der furchtbarsten, qualvollsten Stunde ihres Daseins.

Der Vater, den sie abgöttisch liebte, lag im Sterben. Sie und die Mutter knieten am Bette. Der Arzt, der durch eine Kamphoreinspritzung den Lebensfaden des Besinnungslosen um einige Minuten verlängert hatte, hielt den Puls des im Todeskampfe Röchelnden.

„Es geht zu Ende,“ sagte leise der Doktor, und in demselben Augenblicke erlosch in einem letzten raschelnden Atemzuge das Leben Heinrich Rolbergs.

Der Hausarzt fuhr langsam mit der flachen Hand über das Antlitz des Toten und schloß ihm die Lider der sich verglasenden Augen. Hierauf ergriff er die Rechte des Entseelten, hob sie leicht vom Deckbett auf und streifte ihr den Trauring vom Finger. Da faßte Irma ein namenloses Weh. So jäh, so gellend laut schrie sie auf, daß sie selber über sich erschrak. Der Doktor wandte sich der halb Ohnmächtigen zu und trug sie ins Nebenzimmer aufs Sofa.

Als sie wieder zu sich kam, rief sie mit tränen-erstickter Stimme:

„Warum taten Sie das, Doktor?“

„Es mußte geschehen, Fräulein Irma, denn wenn erst die Totenstarre eintritt, ist so ein Ring, ohne daß man ihn zersägt, nicht mehr loszulösen vom Finger.“

„O Gott, allmächtiger Gott, warum haben Sie Vater den Ring nicht am Finger gelassen?“

„Aber liebes Fräulein Irma, es ist ein allgemeiner Brauch, ein pietätvoller Brauch! Ich glaubte, Ihrer Frau Mutter und Ihnen einen Dienst zu erweisen, indem ich den Trauring als Andenken — — —“

„Nein nein nein!“ unterbrach Irma schluchzend, „... schrecklich, o, es war schrecklich, das mit anzusehen!“

„Hab' ich nicht recht getan?“ fragte der Arzt die Mutter.

Die nickte und weinte.

Irma aber war zumute, als ob durch eine frevelhaft symbolische Handlung dem Toten mit Gewalt sein Treupfand entrisSEN und ihm zum Hohne in die Hände der Witwe zurückgegeben worden sei.

Am nächsten Morgen war ein Telegramm aus Kiel eingetroffen. Walter sandte teilnehmende Worte und meldete seine Ankunft für den Nachmittag. Die Braut eilte ihm in Gedanken entgegen, das volle Herz ihm auszuschütten, ihr Leid an seiner Brust auszuweinen. Sie hielt in ihrer Phantasie bereits Zwiesprache mit dem Verlobten, der sie auf seine Knie nahm, sie streichelnd und liebeSOSend zu beruhigen suchte wie ein Kind. Da plötzlich hatte sie die Vorstellung, daß sie in Purpurröte erglühe, sich mit wildem Impulse an den Geliebten schmiege, sich und ihm den Atem raube mit wahnsinnigen, leidenschaftlichen Küssen.

Auf einmal war die Vision verschwunden.

Die Mutter stand vor ihr und fragte leise, ob sie den Vater noch einmal zu sehen wünsche, bevor er eingesargt würde.

Da schrie sie auf wie am Tage vorher, eilte ins Sterbezimmer, warf sich am Totenbette nieder,

lautlos, inbrünstig betend, einer büßenden Magdalena gleich, die Sünde zu sühnen, deren sie, wenn auch nur in Gedanken, angesichts der Leiche des Vaters fähig gewesen war.

Als der Leutnant am Nachmittag eintraf, duldete sie bei aller Sanftmut und Güte kaum einen Handkuß als Begrüßung und mied ängstlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu sein.

Da hatte er nun, angefaßt durch ihre Keuschheit, in wilder Sinnlichkeit sie bei der Rückkehr vom Friedhof an sich gepreßt im Dämmer des Korridors und ahnungslos ihr heimliches Gelübde zunichte gemacht, daß sie sich bis zum Tage der Hochzeit ihm nie anders nahen wolle, denn einem Bruder die Schwester. Als ein Opfer hatte sie sich diesen Schwur auferlegt, als eine Selbstkasteiung, wie eine fromme, gläubige Katholikin.

Und hatte ihn gebrochen den Schwur, sich selbst und dem teuren Toten.

Schon zum zweiten Male rief Tante Christine das Brautpaar zum Kaffe. Die beiden verließen den Platz am Fenster und setzten sich an den Tisch zu den andern.

Christine fühlte sich ganz als Wirtin heute, ließ die weitbäuchige Kanne der Reihe nach wandern,

Besorgt, daß auch ja niemand den Kuchen und die Schlagsahne verschmähe:

„Nimm ein Stück von dem Napfkuchen, Irma!“

Die wehrte leicht mit der Hand.

„Ein ganz kleines Stückchen nur!“ bat auch Frau Kolberg. „Du hast ja zu Mittag nicht einen Bissen gegessen.“

Irma schüttelte wehmütig den Kopf, tat aber ihrem Walter von den Süßigkeiten auf, zum Zeichen, daß sie ihm jetzt nicht mehr zürnte.

Die Witwe duldete, daß Gustav ihr eine große Scheibe von dem Kuchen herunterschnitt.

„Ich habe Appetit,“ flüsterte sie dem Schwager ins Ohr. „Ich schäme mich fast, es einzugestehen: einen wahren Heißhunger hab' ich.“

„Was nützt das alles?“ erwiderte der, mit vollen Backen lachend, „der Körper verlangt eben sein Recht. Auch bei mir ist's seit Tagen der erste Bissen, der mir wieder schmeckt.“

Die Klingel tönte im Korridor. Marie kam und meldete Herrn Bögehold. Alle sahen sich fragend an, erstaunt über den unzeitgemäßen Besuch. Aber man konnte ihn nicht gut abweisen.

Der Rentier Bögehold, ein ehemaliger Bäckermeister, obwohl er ein Beträchtliches unter dem gesellschaftlichen Niveau der Familie Kolberg stand, war ein wohlgelittener Bekannter des Verstorbenen

gewesen, dem seine biedere, schlichte Art gefiel. Bögehold hatte Heinrich Kolberg oft während seiner Krankheit besucht, mit dem Patienten geplaudert, Karten gespielt und ihm die Zeit vertrieben. Der Familie freilich war der Mann weniger sympathisch; sie führte seine Anhänglichkeit auf selbstsüchtige Motive zurück. In seiner bürgerlichen Ehrenstellung als Waisenrat hatte Bögehold für die Gemeinde schon öfter größere und kleinere Beträge von Kolberg erbeten und erhalten. Das rechnete man ihm nun freilich nicht zum Verbrechen an, doch mochte man das mitunter salbungsvolle Pathos, womit jener für die Witwen und Waisen eintrat, nicht leiden. Tante Christine gar pflegte ihn einen scheinheiligen Jesuiten zu nennen. Im Grunde genommen war Bögehold ein zwar etwas eitler, aber gutmütiger Mensch, der gern eine soziale Rolle gespielt hätte, ein harmloser Narr, dessen Jugendtraum es gewesen war, ein schönredender Geistlicher zu werden, und aus dem das schnurrige Schicksal einen Bäckermeister gemacht hatte.

„Wir lassen bitten,“ sagte die Witwe.

Bögehold trat ein.

Feierlich ernst war seine Miene, und sein Blick fiel von ungefähr grad auf das vom Kronleuchter erhellte Ölbild des Verbliebenen, das an der Wand gegenüber der Tür hing. Er verneigte sich, faltete

fromm die Hände über dem erheblichen Bauch und sprach:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“

Nun reichte er jedem einzelnen die dicke, fleischige Hand, ein paar Worte des Beileids murmelnd. Er wolle übrigens nicht lange stören, er käme nur, weil er draußen auf dem Friedhofe im Gedränge nicht hätte kondolieren können und doch gerne persönlich sein Mitgefühl ausdrücken wollte. „Und nicht wahr, Madahme Rolberg,“ fügte er hinzu. „Sie nehmen mir's nicht übel, wenn ich so mitten rein schneie in die Familie. Aber es läßt sich eben nicht anders machen; von morgen an bin ich nämlich Schöffe, und da komm' ich zu nichts mehr in der nächsten Zeit, und auf die lange Bank schieben — nee, dazu bin ich dem Seligen doch ein viel zu guter Freund gewesen . . . oder vielmehr, er ist mein Freund gewesen und mein Gönner.“

Luiſe lud ihn ein, Platz zu nehmen.

Bögehold, bei Raffee und Kuchen, erging sich in Lobeserhebungen über den Toten.

„Ja ja, Herr Bögehold, wir haben was durchgemacht!“ seufzte die Witwe.

„Eja, das will ich glauben, Madahme Rolberg . . . hmhmhm, jajaja!“

„Ein wahrer Segen, daß er selbst nicht gewußt hat, wie's mit ihm stand!“ meinte Gustav.

„Er hat es gewußt!“ widersprach Irma leise, aber bestimmt. Es waren nach der Heimkehr vom Begräbnis ihre ersten Worte zu den Angehörigen. „Ich mußte doch immer an seinem Bette sitzen. Da weiß ich es genau. Einmal fragte er: „Was hältst du da, Irma?“ — „Spißen, Papa,“ sagte ich. — „Die mußt du dir aufheben, Irma; die hast du am Sterbebette deines Vaters gehält!“

Eine längere Pause trat ein. Alle fühlten sich beengt und bedrückt.

„Solche Stimmungen hielten aber Gott sei Dank nicht an,“ unterbrach endlich die Witwe das Schweigen.

„Nein, wahrhaftig nicht!“ bestätigte Tante Christine. „Über mich zum Beispiel hat er oft genug seine Wiße gemacht.“

„Weil er dich gern hatte, hat er dich manchmal ein bißchen genedt.“

„O, brauchst ihn gar nicht in Schutz zu nehmen, Luise. Es ist mir ganz lieb, wenn ich ihm ein bißchen Rutzweil gewesen bin in der letzten Zeit.“

„Als du das vorlehtemal bei ihm warst — darfst du's erzählen, was er da gesagt hat?“

„In Gottes Namen.“

„Du mußt aber nicht böse sein, Tante?“

„Böse sein? Lächerlich, wo werd' ich denn auf einen Toten . . .?“

„Nachher, wenn Tante Christine kommt und der Barbier ist grade da, dann soll er sie gleich mitrasieren!“

Alle, mit Ausnahme der alten Dame, belustigte dieser posthume Scherz. Selbst Irma konnte ein kleines Lächeln nicht verbergen, sie beherrschte sich aber sofort wieder. Bögehold fing an, laut zu medern.

„Spaß muß sein! nicht wahr, Herr Leutnant? Wann werden der Herr Leutnant Hochzeit machen, wenn man fragen darf?“

Damit war ein anderes Thema gegeben. Gustav Rolberg hielt nicht dafür, daß wegen des Trauerfalles die Hochzeit aufgeschoben würde. Er appellierte an die Meinung der Tante. Die wehrte mit der Hand:

„Was fragt ihr nach meiner Ansicht? Ihr tut ja doch, was ihr wollt.“

„Janich aufschieben, Herrschaften!“ rief Bögehold. „Das bringt allemal Unglück. Ich könnt' Ihn' eine Geschichte erzählen! Na, ich will lieber stille sein.“

Es eile ja auch nicht so mit der Hochzeit, meinte Frau Rolberg; es würde ihr jetzt doppelt schwer sein, sich von Irma zu trennen. Wenn die Kinder

heirateten, stünde sie sowieso allein da mit ihrem Schmerz.

„Es ist selbstverständlich, daß du dann zu uns nach Kiel ziehst,“ tröstete Irma.

„Zu euch nach Kiel?“ fragte Gustav erstaunt.
„Liebe Irma, es ist ja sehr nett und sehr schön von dir: und auch von dir, Walter, daß ihr die Mutter bei euch haben wollt. Die Sache scheint mir aber doch . . . hm, Luise, in deinem Interesse möchte ich ein Wort dagegen . . . gestattest du?“

Die Witwe nickte lebhaft.

„Sag' nur, Schwager, immer sag', was du einzuwenden hast dagegen.“

Der räusperte sich, sah sich eine Weile verlegen im Kreise um und sprach dann:

„Die Sache hat einen Haken . . . hm . . . einen recht bedenklichen Haken . . . nämlich . . . na, du Irma und Walter, ihr seid ja beide verständige Menschen und werdet es der Mutter nicht verargen . . . hm . . . Also vergegenwärtigt euch einmal: die Frau möchte doch, wenn auch in noch so bescheidener Form, einen Teil ihrer bisherigen und langgewohnten Selbständigkeit sich bewahren und . . .“

Hier wollte Irma energisch Einspruch erheben, der Onkel aber ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Gewiß, gewiß,“ eiferte er, „ich bin fest überzeugt, ihr werdet tun, was ihr der Mutter an den Augen absehen könnt. Sie wird . . . na, daran ist ja nicht zu zweifeln, den Himmel auf Erden wird sie haben bei euch. Aber ihr seid wirklich beide noch viel zu jung, um es zu begreifen. Der Mensch ist und bleibt einmal ein Gewohnheitstier. Hab' ich recht, Luise? und dann, es ist schon so, wie ich sage; kannst mir's glauben, Irma, wenn du auch noch so sehr den Kopf schüttelst zu meinem reiflich erwogenen Ratsschlage.“

„Ich schüttle den Kopf, lieber Onkel, weil ich nicht recht verstehe, was eigentlich Mama hier in Berlin zurückhalten sollte,“ antwortete Irma ruhig.

„Das läßt sich nicht so erklären, das ist Gefühlsache, Kind.“

„Aber ich pflege doch sonst in Gefühlsachen nicht gänzlich zu versagen.“

„Gewiß nicht! du bist sogar sonst ein sehr feinfühliges Mädchen, aber hier, meine gute Irma, handelt es sich eben um das Gefühl gereifter Menschen. Sieh' dir doch die Mutter an: Bei aller Lebensfrische und Elastizität — dieser Baum ist nicht mehr jung genug, um ihn zu entwurzeln. Und Luise wurzelt halt in ihrem Heim. Hab' ich nicht recht, Luise?“

Der Gefragten war es offenbar nicht angenehm, daß der Gegenstand mit solcher Ausführlichkeit heute hier besprochen wurde. Sie wollte zwar Gustav Kolbergs Bedenken nicht ganz von der Hand weisen, suchte aber die Entscheidung hinauszuschieben. Da fiel Christine warnend ein, Luise möge ja nicht zu den Kindern ziehen; es könne im Leben nichts Gutes dabei herauskommen. Wenn Luise auf sie hören wollte, bliebe sie hübsch daheim in ihren vier Pfählen, denn Jung und Alt, das täte nicht gut zusammen.

Alt! Das Wort klang häßlich in Luifens Ohren.

„Alt? bin ich denn gar so alt schon?“ fragte sie betroffen.

Nein, sie war wirklich nicht alt, die Witwe. Vergangenes Jahr noch, wenn Mutter und Tochter sich auf der Straße zeigten, im Konzert oder im Theater, hatten die Leute sie für Schwestern gehalten.

*

Während den Beteiligten selbst unbewußt, aber doch mit der Kraft eines Naturgeschehens im Trauerhause der Wille zum Leben die Tränen um den Toten zu bezwingen begann, hatte Oskar Siewert mit guter Absicht dem Zusammensein der Hinterbliebenen solange als irgend schädlich sich fern-

gehalten. Er hatte der Schwester gegenüber jenen Vorwand mit den Zigarren bloß gebraucht, um der schwarzen Grabesstimmung Zeit zu lassen, sich ein wenig aufzuhehlen. Ehe er sich zeigte, sollte der Schmerz sich ein Weilchen in ehrlichen Tränen erleichtern und alles konventionelle Drum und Dran von selbst sich abtun. Denn Oskar Siewert, wie er nun einmal war, mochte das viele Gerede um ein Unglück nicht leiden. Für ihn zum Beispiel war, wenn ein Menschenkind in den liebenden Schoß der Mutter Erde zurückgekehrt war, der sinnfälligste Ausdruck des Lebens gegenüber dem Tode jener bei Militärbegräbnissen übliche Brauch, demzufolge die Mannschaften einen Kameraden unter den Klängen eines Trauermarsches hinaus-trugen, um darauf mit klingendem Spiel in die Stadt zurückzumarschieren.

Er hatte sich sofort nach der Beerdigung nach Hause begeben, damit er so schnell wie möglich den verhaßten schwarzen Bratenrod auszöge und die schreckliche Angsttröhre mit dem liebgewordenen Schlapphut vertauschte. Und während er sich umkleidete, mußte ihm seine Bedienungsfrau einen Grog brauen, „'nen tüchtigen, ollen Seemannsgrog“, wie er ihr fröstelnd aufgetragen hatte; denn dieser Pastor Fiedebirn — im Vertrauen gesagt — wäre ein entsetzlicher Quasselpeter: eine

Viertelstunde bei zehn Grad unter Null auf ungeheiztem Kirchhof zu reden und nichts dabei zu sagen, nee, das sei ihm doch über die Hutschnur gegangen. Also, wenn's mal mit ihm so weit wäre — hier sein letzter feierlicher Wille: er verbäte sich jede Leichenrede, an seinem Grabe sollten die Verwandten, Freunde, Bekannten, getreuen Nachbarn und desgleichen keinen Rheumatismus sich holen, nicht einmal einen gewöhnlichen Schnupfen.

Auf dem Wege zur Schwester in der elektrischen Bahn hatte Giewert vergangener Zeiten denken müssen. Es mochten nun etwa zwanzig Jahre her sein, ja sogar genau zwanzig Jahre waren es vorigen Monat gewesen, daß auch er begraben hatte, was ihm das Liebste gewesen war im Leben. Seine Frau, sein junges, blühendes Weib war ihm nach anderthalbjähriger Ehe am Rindbettfieber gestorben und das kleine neugeborene Wesen dazu. Na ja, wenn man das jemanden so erzählte: Frau gestorben — Rindbettfieber . . . das war eben nichts anderes als ein Millionenschicksal, als eine ganz alltägliche Angelegenheit, noch dazu in gewöhnlichem Reporterstile vorgetragen. Aber ihm war's doch ganz verflucht an die Nieren gegangen damals. Nieren gegangen? Na ja —: wieder so ein bespektierliches Wort, obschon nur gedacht,

nicht ausgesprochen. Hach, wenn die Leute, die hier um ihn saßen in der Elektrischen, seine Gedanken hören könnten — entsetzen würden sie sich, was er für ein roher Kerl wäre, daß er in solchem Format reflektierte über einen Grabhügel, worunter sein Glück und sein Jauchzen verscharrt lag. Ah bah, die Leute! Was verstanden die Leute von einem Menschen! Was würden die Leute erst sagen von einem, der sechs Wochen nach dem Tode dieser Frau nicht mehr in Sack und Asche gehüllt war, wie man es von einem richtigen Witwer verlangen durfte, sondern der wie ein leichtfertiger Stroh-witwer sich benommen und anderswo Trost gesucht hatte? Und was erst würden sie erwidert haben, wenn er sich etwa folgendermaßen verteidigt hätte:

„Meine hochzuverehrenden Herrschaften, trotz alledem ist mir noch heute nach zwanzig Jahren das Andenken an diese Frau in tiefster Seele lebendig; lebendig in allem, was ich tue und lasse; heilig ist mir mein Schmerz, so heilig, daß auch nur davon zu reden ich für eine Blasphemie halten würde. Überhaupt merkt euch: die größte Tragik im Leben vollzieht sich geräuschlos und ohne Tränen. Wehmütig, wie auf meine verlorene Jugend, schau ich zurück auf das, was ich befehen habe, und wenn man mir heute eine gewisse Fideli-

tät und einigen Humor zuerkennt, so ist mir dieser Humor aus Gräbern gewachsen. Jawohl, meine Herrschaften, so ist es, und wenn Sie mir's nicht glauben wollen, nun so lassen Sie's eben bleiben; denn Ihr Glaube ist mir unendlich schnuppe, wie er auch meinem guten Weibe schnuppe sein kann unter dem grasbewachsenen, halbverfallenen und von mir mit Fleiß vernachlässigten Grabhügel.“

Aus seinem Sinnen auffahrend, blickte der sonst so menschenfreundliche Mann fast feindselig trozig in die Gesichter der mitfahrenden Passagiere. Dann aber, beim Aussteigen, mußte er über sich selber lächeln, da er soeben, wie weiland Don Quichotte, der edle Ritter von der Mancha, mit Segnern gekämpft hatte, die gar nicht vorhanden waren.

Als er dann das Trauerhaus betrat, fiel ihm unten im Flur eine Anzahl graugetleideter Kinder auf. Als er hinauf in die Wohnung kam und Bögehold dort vorfand, ahnte er den Zusammenhang und fragte ihn sofort nach der Begrüßung, was es damit für eine Bewandnis hätte.

„Wie?“ rief Bögehold, „die sind schon da? Ist das aber schnell gegangen!“ — Dann, mit bedeutsamer Miene sich zu Luise wendend, erklärte er:

„Ich habe mir nämlich erlaubt, eine kleine Feierlichkeit zu improvisieren . . . Haben Sie nur

keine Angst, Madahme Kolberg, die Kleinen dürfen nicht ins Zimmer rein . . . Einen Augenblick Entschuldigung; ich komme gleich wieder.“

Damit verschwand er eilig.

„Ach du gerechter Strohsack!“ seufzte Siewert, „der gute Waisenrat scheint eine Schnorrerei a capella inszenieren zu wollen. Paßt mal auf, das Geplärre wird gleich losgehen.“

Und richtig, gleich darauf hörte man eine Anzahl Kinderfüßchen in den Korridor hineintrippeln. Bögehold kam wieder zurück, ließ die Zimmertür ein wenig offen und gab ein Zeichen nach draußen.

Eine Stimmgabel ertönte und die Waisenkinder begannen zu singen:

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.

Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch je kund getan.

Bögehold, voller Genugtuung, sah sich triumphierend im Kreise um, den Eindruck der Überraschung von den verblüfften Gesichtern abzulesen, während Siewert, um das ironische Spiel der

seinem Willen ungehorsamen Lippen zu verbergen, rasch ein großes Stück Torte verschlang.

Die unschuldigen Kinder da draußen, die natürlich nicht ahnten, welch lächerlicher Komödie durch die Schuld des grotesken Herrn Bögehold sie mit dem Hersingen des frommen Liedes zu dieser Zeit und an diesem Orte dienten, begannen unbeirrt den dritten Vers:

Der uns . . .

Da plötzlich gebot Siewert, von den Blicken Luifens und Irmas ermutigt, ein zwar freundliches, aber energisches „Schluß, Schluß!“ hinaus in den Korridor. „Es war schön, Kinderchen, sehr schön, zu schön!“ Darauf ergriff er einen Teller mit Kuchen und trug ihn hinaus, damit sie sich die Mäuler stopften und nach Hause gingen.

Ein vergnügtes Jauchzen, ein lärmiges Balgen um den Kuchen begann, während Siewert, sich die Hände reibend, schmunzelnd zurückkam und Bögehold durch den Türspalt hindurch schimpfte:

„Schämt euch was! Ihr seid in einem Trauerhause!“

Doch der Radau, wenn auch ein wenig gedämpft, dauerte fort.

„Nichts für ungut, Madahme Kolberg, daß ich dem Andenken des Verstorbenen eine kleine Aufmerksamkeit hab' erweisen wollen.“

Die Witwe — was sollte sie anders tun? — bedankte sich. Christine humpelte in den Korridor und mahnte besorgt: „Verschlagt den Teller nicht, Kinder; gebt ihn in der Küche ab, wenn ihr aufgegessen habt.“

Die Waisenkinder hatten bereits aufgegessen, und trippelnd zogen sie wieder ab. Im Fortgehen riefen sie mit ihren hellen Stimmchen durcheinander:

„Wir danken auch schön!“ — „Hatjeh!“ — „Bezahl's der liebe Gott!“

Würdevoll näherte sich nun Bögehold der Witwe:

„Wenn ich mir vielleicht erlauben dürfte, Madamme Rolberg, und Sie würden so freundlich sein, ein Scherflein für das neue Waisenhaus beizutragen? Sie täten wirklich ein gutes Werk.“

„Aber Verehrtester, Liebster, Bester,“ intervenierte Siewert, „Sie müssen doch nicht schon heute meiner Schwester die Pistole Ihrer christlichen Liebe auf die Brust setzen!“

„Ich dachte auch, Herr Bögehold, die Schwägerin hat doch vorläufig anderes im Kopfe!“ pflichtete ihm Gustav Rolberg bei.

Aber Bögehold ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen:

„Meine Herren,“ erwiderte er mit salbungsvoller Ruhe, „meine Herren, ich bin Schöffe von

nächster Woche an, dann kann ich mich nicht mehr so drum kümmern. Und außerdem dachte ich auch, weil doch jetzt alles hier im Hause zur Mildthätigkeit und zur Weichherzigkeit aufgelegt ist, man müßte das Eisen schmieden, so lange es warm ist.“

Nachdem sie sich hilflos umgeschaut hatte, erklärte die Witwe, daß sie tun werde, was in ihren Kräften stände. Noch zwar wisse sie ja gar nicht, wie sich ihre Verhältnisse und ihr Vermögen nach dem Tode des Gatten gestalten würden, aber jedenfalls auf einen Beitrag der Hinterbliebenen dürfte Bögehold rechnen.

Der Waisenrat dankte gerührt und wortreich. Darauf empfahl er sich.

Luiſe ſeufzte und fuhr ſich mit dem Taſchentuch über die Augen. Sie hatte die unbeſtimmte Empfindung, als habe man dem Toten nicht zur Genüge gegeben, was des Toten wäre. Sie fühlte ihre Thränen zu ſchnell trocken werden. Ja, es war ſogar gelächelt und gelacht worden im Trauerhauſe, da ihr Heinrich noch nicht eine Stunde unter der Erde lag. Eine bittere Reue überkam ſie, ein Schamgefühl, eine ſtrenge Unzufriedenheit mit ihr ſelbſt. Sie ſenkte das Haupt und ſagte leiſe vor ſich hin:

„Es iſt zu troſtlos, ſich vorzuſtellen, daß mit dem Tode alles aus ſein ſoll.“

„Wie man's nimmt,“ meinte achselzuckend ihr Bruder; „für manchen ist's wieder ein tröstlicher Gedanke.“

„Ein sehr tröstlicher,“ nickte Tante Christine.

„Ich bin gewiß kein Frömmler,“ ließ sich jetzt auch der Marineoffizier vernehmen, „aber das muß ich doch gestehn: was den lieben Gott anbetrifft — an den glaub' ich.“

Dieses Geständnis, das ihr wohlthat, dankte ihm die Braut mit einem heimlichen Händedruck.

„Auch ich glaube an ihn,“ sagte Gustav Kolberg; „nur kann ich mir allerdings nicht recht vorstellen, daß er sich um die Geschicke der Menschen bekümmert.“

Der Bräutigam, bemüht, sich Irmas Anerkennung in noch höherem Maße zu verdienen, fragte: „Und Sie, Onkel Oskar?“

„An gar nichts glaubt der,“ belehrte ihn Irma in bedauerndem Tone.

Siewert sah die Nichte mit schräger Kopfhaltung ein Weilchen gutmütig blinzeln von der Seite an. Dann gab er ihr einen freundlichen Nasenstüber:

„Ich glaube, daß du ein liebes, kleines, dummes Mädel bist? ... Als ob das eine Ahnung davon hätte, was Herz und Verstand in mir verabredet haben über dieses Thema! . . . Tobak gefällig, Herr Neffe?“

L. Schmidt, Der Wille zum Leben.

4

Walter akzeptierte dankend aus dem hingehaltenen Zigarrenetui.

„Offen gestanden,“ meinte er treuherzig, indem er eine Rauchwolke ausstieß: „wer ein rechter Soldat ist, muß an Gott glauben!“

„Jedenfalls darf er's, und niemand soll ihm etwas dreinreden,“ erwiderte Siewert, „nur,“ fügte er etwas ironisch hinzu, „soll er für seinen Ausnahmestand keinen uniformierten Kriegsgott in Anspruch nehmen, der die Schlachten vom schwarzweiß-roten Nationalstandpunkte lenkt und die Bäume des Feindes dem deutschen Banner zuliebe mit Bleikugeln durchsiebt.“

„Pardon, Onkel Oskar, aber ich bleibe dabei, für uns Soldaten ist der liebe Gott eine ebenso notwendige als angenehme Einrichtung.“

„Sprechen wir von etwas anderem,“ bat Luise.

Tante Christine, der mittlerweile eingefallen war, daß vorhin, während die andern draußen auf dem Friedhofe weilten, ein Brief angekommen war, der die Aufschrift trug: „Herrn Fabrikbesitzer Heinrich Rolberg“, holte das Schreiben herbei und übergab es der Witwe.

Sie betrachtete mit schmerzlichem Gesichtsausdruck die Adresse.

„An Papa!“ hauchte sie kaum hörbar zu Irma — „ich kann nicht . . . mach' du ihn auf!“

Irma, ebenfalls tieftraurig, blickte unschlüssig einen Moment auf das Ruvert und reichte es dann Siewert.

„Wie seltsam das berührt, so ein Brief an einen Toten! . . . Öffne du ihn, bitte, Onkel Oskar!“

Siewert zog bedächtig sein Taschenmesser heraus und schnitt das Ruvert langsam auf. Nachdem er einen Blick hineingetan hatte, faltete er das Schreiben gleichgültig zusammen und legte es beiseite.

„Was ist es?“ fragte hastig erregt Luise.

„Nichts von Bedeutung,“ meinte er lächelnd; „ein Herr August Baumert empfiehlt sich als Hühneraugenoperator.“

„Der hätte sich auch das Porto sparen können!“ murmelte Tante Christine.

Plötzlich, von der Straße her, durch die Doppelfenster hindurch ertönte Marschmusik, vermischt mit dem Trippel-Getrappel einer zahlreichen Kavalkade.

„Sapperlot, ist das nicht Militär?“ rief Walter und eilte ans Fenster.

„Richtig! . . . die Gardetürassiere!“ bestätigte Irma, die ihm gefolgt war. Beide öffneten die Fenster, so daß nun das Stapfen der Pferdehufe und das Geschmetter der Blasinstrumente laut und lustig ins Zimmer der Trauernden drang.

„Die Gardelürassiere? Das ist mein Fall,“ sagte Oskar und im Marschtempo schritt er zum Fenster. „Sie holen Majestät von der Bahn ab,“ erklärte der Offizier.

„Der Kaiser? Wo ist der Kaiser . . . wo?“ rief Christine und humpelte herbei, so schnell als es ihre alten Beine gestatteten.

Langsam kamen auch die Witwe herbei und ihr Schwager.

Das Leben hatte völlig über den Tod gesiegt — für den Augenblick wenigstens.

Sannengrün und Kränze auf Heinrich Rolbergs Grab waren längst vergilbt, verdorrt, zerbröckelt. Der Gärtner hatte aus dem gefrorenen Hügel ein weiches Blumenbeet gemacht, das er nach den Regeln der hortologischen Kunst mit den Pflanzen zierte, die der Reihe nach die Jahreszeiten gestatteten: mit Primeln und Veilchen im Frühling, mit Stiefmütterchen, Tulpen, Reseda im Sommer, mit Asters und Chrysanthemen im Herbst.

Herbst nämlich ist es wieder geworden, und in einigen Monaten wird sich der Todestag Heinrich Rolbergs jähren, des „inniggeliebten Gatten und Vaters, des unvergeßlichen Bruders, Schwagers und Neffen“, wie er in der Todesanzeige genannt war. Binnen kurzem, ehe das Erdreich von neuem gegen die Angriffe des Winters sich festigt und mit einer harten Kruste sich panzert, wird der Stein gesetzt werden, der zwar ebenfalls nicht unvergänglich, doch durch einige Jahrzehnte in goldener Inschrift den Schmerz und die Liebe derer künden soll, von denen vielleicht — wer weiß — der eine oder der andere bald selbst in einem Grabe ruhen wird.

Aber noch gehört ihnen der Tag und noch fordern sie, bis ihnen das sicherste, weil unverbriefteste Recht zuteil werden wird, das Recht auf den Tod, noch fordern sie ihre Rechte vom Leben.

Irma und Walter sind in Kiel ein glückliches Paar. Der jungen Frau an der Seite ihres schmuden Marineoffiziers ist all die Munterkeit und liebenswürdige Grazie der Mädchenjahre zurückgekehrt, nachdem ihre gesunde Jugend den ersten schweren Schicksalschlag ihres Daseins überwunden hat. Ja, es scheint, als ob jenes schmerzliche Erlebnis, das so tief die empfindsame Seele erschütterte, sie jetzt den Sonnenschein ihres Glücks mit um so bewußterer Freude begrüßen lasse.

Die beiden, Irma und Walter, sind wie Kinder. Sie jagen und tollen durch die Zimmer ihrer Wohnung. Irma versteckt sich, wenn er aus dem Dienst heimkommt, läuft lachend davon, wenn er nahe daran ist, sie zu finden, um endlich, gefangen und besiegt in seinen Armen, durch das Lösegeld unzähliger Küsse sich zu befreien.

Mitunter aber, mitten im vergnüglichsten Übermut, wird Irma plötzlich ernst und still. Sie erinnert sich, daß sie Trauer trägt. Doch schnell ziehen die Schatten wieder vorüber.

Sie haben sich zur Kurzweil einen jungen Hund angeschafft, einen außerordentlich drolligen

kleinen Wolffspitz, der ganz noch im ersten, lodigen Wollhaar steckt und mit seinen pechschwarzen Teufelsaugen in das Glück des jungen Paares hineinschaut. Sie spielen mit ihm. Er springt, purzelt und überkugelt sich auf den dicken Smyrna-teppichen, hie und da eine Franse von der Möbel-polsterung mit den grimmen, weißen Zähnen loszerrend, hie und da wohl auch, weil noch nicht ganz stubenrein, sich vergessend. Dann kriegt er Prügel, aber zünftige Prügel mit der Reitpeitsche vom Herrn Leutnant. Doch über ein Weilschen streicheln sie ihm beide über das weiche Fell, denn Muffi hat Abbitte geleistet und versprochen, es nie wieder zu tun. Oft auch, wenn er Schlimmes angerichtet hat, weiß Muffi den verdienten Schlägen raffiniert vorzubeugen, indem er unter ein Bett kriecht, unter ein Sofa oder einen Schrank, und den ganzen Tag nicht wieder zum Vorschein kommt.

Sar nicht genug kann die junge Frau darüber nach Hause berichten, wie wohl und wie warm sie sich fühlt in dem Neste, das sie sich eingerichtet haben in Kiel, und was für Vergnügen sie hat an jedem einzelnen Möbel, an jedem Stück Wäsche, und wieviel Spaß ihr die eigene Wirtschaft macht. Überhaupt schreiben sie beide nach Berlin an die Mutter Briefe so übermütig, so lustig, so unbändig froher Laune voll, daß ein feuchter Abglanz davon

in Luifens Augen sichtbar ist. Die Witwe zeigt den Verwandten die Briefe oder liest sie ihnen vor.

„Wer weiß,“ sagt sie dann, „ob ich nicht sehr töricht gehandelt hätte, wenn ich tatsächlich mit ihnen nach Riel gezogen wäre, wie sie es wollten.“

Darin vor allen gibt Gustav ihr recht.

Gustav besucht die Schwägerin sehr häufig, denn ganz abgesehen von persönlichen Sympathien und verwandtschaftlichen Beziehungen hat er viel über geschäftliche Angelegenheiten mit Frau Rolberg zu reden und zu verhandeln. Nach dem letzten Willen des Erblassers nämlich führt er die Fabrik jetzt selbständig weiter mit gleichen Gewinnanteilen für sich und die beiden Frauen. Er unterläßt nicht, an der Hand der Bücher nachzuweisen, daß die einträgliche Dampfziegelei unter seiner alleinigen Leitung noch weit besser prosperiert als früher. Warum sollte er auch nicht davon sprechen? was braucht er sein Licht unter den Scheffel zu stellen? er rühmt sich ja doch nicht, um die Leistungen des verstorbenen Bruders herabzusetzen! Im Gegenteil, er betont bei jeder Gelegenheit dessen ruhige und solide Geschäftsführung und seine Beliebtheit bei den Arbeitern, er läßt es bescheidenlich ganz unerörtert, daß der stetig sich mehrende Umsatz darauf zurückzuführen ist, daß er, Gustav, kaufmännischer, großzügiger zu disponieren versteht und

gegebene Konjunkturen besser auszunützen weiß. Aber unwillkürlich blidt dieses doch durch seine Worte hindurch.

Luise Kolberg pflegt ihm mit einem Interesse zuzuhören, das sie früher für Geschäfte nie gehabt hat. Sie muß sich auch wohl mehr darum kümmern als zu Lebzeiten des seligen Heinrich. Sie handelt damit gewiß nur im Sinne des Verstorbenen. Dieser Gedanke ist ihr Gewissensruhe und Genugthuung zugleich.

Nach dem Unglück hat Schwager Gustav ihr auch als helfender Freund treulich zur Seite gestanden in allen Dingen, die des Rats und der Erfahrung eines gewandten, diskreten, uneigennütigen Mannes bedurften. Bei der Ordnung des Nachlasses, bei den Auseinandersetzungen mit den Behörden, bei den Schreibereien und Laufereien allen hat er die praktisch gänzlich unbewanderte Frau unterstützt, hat ihr Arbeiten und Unannehmlichkeiten abgenommen und jegliches Wort des Dankes durch den Hinweis auf die Selbstverständlichkeit seiner Pflichten als Bruder, Schwager, Onkel und Kompagnon abgelehnt.

Auch rein menschlich ist er der trauernden Witwe viel gewesen, hat, was in seinen Kräften stand, getan, um das nach Jrmias Heirat doppelt verödete Haus ihr erträglicher zu machen, indem er der

Einsamen Gesellschaft leistete, ihr Bücher brachte, ihr vorlas und, mit welch immer nur geziemenden Mitteln es möglich war, die tief Niedergedrückte aufrichtete.

Anderen Verkehr hat sie kaum gehabt mit der Außenwelt, denn die alte, kränkliche Christine kommt nur selten herauf, und Bruder Oskar, wenn er vor- spricht, bleibt nie länger als eine Viertelstunde.

Allmählich aber soll es wieder anders werden. Wenn das Trauerjahr vorüber sein wird, soll sie sich wieder an ein geselliges Leben gewöhnen, Besuche machen und empfangen, Gäste bei sich sehen, Konzerte und Theater wieder frequentieren wie früher. Sie sträubt sich zwar immer noch mit mattem, resigniertem Lächeln, wenn der Schwager — wohl gemerkt natürlich erst nach Ablauf des Trauerjahres — ihr derlei Zerstreuungen in Aussicht stellt. Aber halb und halb scheint sie bereits dafür gewonnen.

Und wer könnte ihr das verargen? Sie ist doch wirklich noch keine alte Frau. Erst einundvierzig Jahre wird sie nächstens werden.

Dieser einundvierzigste Geburtstag kam und mit ihm eine freudige Überraschung. Am Tage zuvor traf ein Telegramm aus Kiel ein: „An- komme vier Uhr nachmittags Lehrter Bahnhof, freue mich unendlich, Irma.“

Frau Kolberg war schier kopflos vor lauter Aufregung und Glückseligkeit. Sie tat erst eine Menge Unzweckmäßiges und Überflüssiges. Endlich ging sie ans Telephon, ließ sich mit der Fabrik verbinden und meldete die Neuigkeit Gustav. An den Bruder und die Tante schrieb sie Postkarten. Es genügte, wenn die es morgen erführen beim Gratulieren.

Eine Stunde schon vor Ankunft des Schnellzuges war sie auf der Station, ungeduldig mit großer Lebhaftigkeit den Perron auf und ab gehend, als könnte sie dadurch das Hereinbrausen der Maschine beschleunigen. Immerwährend blickte sie auf das große, weiße Zifferblatt an dem rauchgeschwärzten Bahnhofsgebäude. Der Zeiger rückte gar zu langsam vorwärts: noch einundzwanzig Minuten . . . noch zwanzig . . . noch neunzehn! Ach, das Warten!

Ein Marineoffizier kam auf sie zu mit einem Bukett und begrüßte sie. Es war Kapitän von Hartmann, der Freund ihres Schwiegersohnes, der schon seit einem Jahr nach Berlin ans Marineamt abkommandiert war. Walter habe ihm geschrieben, daß seine Frau ihm Grüße überbringen werde, und so habe er es sich nicht nehmen lassen, diese Grüße schon heute sich einzuholen. Walter, so erzählte der Kapitän im Laufe des Gespräches

weiter, sei auf vier Wochen zu einer Torpedo-übung beordert und so wäre die Frau Leutnant Strohwitwe, das erstemal seit ihrer Verheirathung.

Frau Kolbergs Gesicht zeigte etwas wie Enttäuschung: „Ah, jetzt begreife ich! da langweilt sich Irma gewiß in Kiel; sonst wäre sie am Ende noch nicht gekommen nach so langer Zeit.“

„Aber Gnädigste, wer wird sich denn durch solche Grübeleien die Stimmung beeinträchtigen lassen? Gut, zugegeben, Frau Tochter fühlt sich in Abwesenheit des Mannes vereinsamt, zugegeben auch, sie langweilt sich. Kann es etwas für Sie Schmeichelhafteres geben, als daß Einsamkeit und Langeweile sich bei Ihrem Anblick in lauter Jubel verwandeln? wovon Sie sich in wenigen Minuten überzeugen werden.“

„Wenige Minuten sagen Sie?“ antwortete Frau Kolberg. „Dreizehn sind es noch . . . noch dreizehn schreckliche Minuten!“

„Diese Klage beweist mir, daß gnädige Frau — Verzeihung — keine Philosophin sind. Denn, wenn man sich's recht überlegt, so gibt es doch keine schönere Freude, als die Vorfreude auf ein angenehmes Ereignis.“

„Ach Gott, nein, Herr von Hartmann, eine Philosophin bin ich freilich nicht. Ich bin eine

Mutter, eine Mutter, die ihr einziges Kind drei-viertel Jahre entbehrt hat!“

„Desto reizvoller das Wiedersehen. Da, in-zwischen laße Sie der Anblick des Einfahrtssignals, das man soeben gezogen hat.“

Der lebenswürdige Kapitän verstand es wirk-lich, der Ungebildigen ihre Aufregung so angenehm hinwegzuplaudern, daß sie ganz erstaunt war, daß nun die Wartezeit fast um war.

„Jetzt hör' ich ihn schon pfeifen, den Zug,“ rief der Kapitän. Er trat ganz dicht an die Bordschwelle des Perrons, legte schützend die Hand an den Mühenschild und schaute das in weite Ferne schnurgerade sich deh nende Gleis entlang: „Aha, jetzt sieht man ihn!“

Luiße bemerkte nichts.

Er lachte: „Ja, unsereins muß freilich schärfere Augen haben.“ Dabei wies er auf einen winzig kleinen Punkt, der schnell größer und größer wurde, bis auch Frau Kolberg ihn wahrte.

Ein Rasseln, ein Pfeifen, ein Dröhnen.

„Zurrrrück! . . . bitte zurrrrücktreten die Herr-schaften!“

Dampfend fuhr der Zug in die Bahnhofshalle ein.

Einige Sekunden später hielten sich Mutter und Tochter umschlungen.

Ach, was die beiden Frauen im Nu sich alles sagten und fragten! Und dazwischen immer neue Händedrucke, Umarmungen und Küsse.

Endlich konnte Hartmann seinen Blumenstrauß überreichen.

Im Wirrwarr des Bahnhofstrubels, im Austausch der Zärtlichkeiten versäumte Irma nicht, dem Kapitän für seinen freundlichen Empfang zu danken und ihn für einen der nächsten Tage im elterlichen Hause zu Gaste zu bitten.

Ein Automobil, beladen mit vielen Koffern, Schachteln und Schächtelchen, führte die beiden Frauen rasch nach der Bülowstraße, quer durch den Tiergarten, über die Hofjägerallee und den Lützowplatz. Irma mit weitgeöffneten, hellen, staunenden Augen betrachtete die schnell wechselnden Bilder des imposanten Stüdes Weltstadt, das sie durchsausten. Wie eine Fremde kam sie sich vor, wie eine Provinzlerin. Niemals früher hatte sie einen so überwältigenden Eindruck von der Schönheit der Großzügigkeit und Regsamkeit Berlins gehabt.

„Ach, wenn wir doch auch hier wohnen könnten!“ rief sie entzückt.

Aber vorläufig wäre ja daran leider nicht zu denken; vielleicht später einmal, wenn Walter Kapitän würde. Im nächsten Herbst müsse er auf

zwei Jahre fort, auf zwei schreckliche Jahre in die amerikanischen Gewässer. Daran dürfe sie jetzt gar nicht denken, sonst würde sie sofort heulen wie ein Schloßhund. Sei ihr doch schon jetzt auf die paar Wochen der Abschied so schwer geworden.

Frau Kolberg streichelte ihr lieblosend die Wangen und, um keine trübe Stimmung aufkommen zu lassen, machte sie ihr ablenkend mit herzwarmem Blick ein Kompliment über das andere zu ihrem blühenden Aussehen.

Nicht ohne ein Gefühl von Wehmut betrat Irma das Vaterhaus. Als sie durch das Zimmer ging, worin Heinrich Kolberg so lange krank gelegen hatte und worin er schließlich gestorben war, erwachte wieder greifbar deutlich die Erinnerung an jede einzelne Phase der schweren Zeit.

Luiſe führte die Tochter in das Zimmer, das sie als Mädchen bewohnt hatte und das während des Berliner Besuches ihr als Schlafraum bestimmt war.

Gott, wie lieb und nett und heimisch dieses Interieur auf sie wirkte, und dabei doch so gedächtnisfern, wie wenn nicht Monate, sondern Jahre sie davon trennten. Alles war unverändert an seinem Plaze: der Schrank, die Waschoilette, das Bett. Die Bilder und Photographien, womit sie selbst die Wände behängt hatte, der Läufer, den sie

eigenhändig für das Sofa gestickt hatte, die Nippes auf dem Ofensims — alles mit Ausnahme von ein paar Säckelchen, die sie mit nach Kiel genommen, hatte pietätvoller Sinn unverrückt und unverändert gelassen.

Irma ergriff die Rechte der Mutter und drückte sie wortlos.

„Was meinst du,“ sagte Frau Rolberg, „wie oft habe ich hier gegessen in deiner kleinen Stube und habe an dich gedacht und habe von dir geträumt und um dich geweint, als wenn ich dich verloren hätte durch diese Heirat!“

Auch die übrigen Räume der Rolberg'schen Wohnung waren fast unverändert geblieben. Eine Ausnahme bildete der Salon, wo die Polstermöbel frisch überzogen, einige Stühle neu angeschafft worden waren und wo sich überhaupt ein Bestreben zu modernisieren und zu renovieren, bemerkbar machte. Dadurch hatte für Irma das Zimmer etwas Fremdes, Unbehagliches bekommen.

Nachdem Mutter und Tochter sich längst gute Nacht gesagt hatten, war Frau Rolberg immer und immer wieder mit einer neuen Frage hereingekommen: ob ihr auch das Bett so recht sei, ob sie irgendwelche besondere Wünsche habe, wann sie morgen früh geweckt werden wolle usw. usw.

Die junge Frau, sie wußte selbst nicht wieso, fühlte sich ein wenig beengt, daß die Mutter anwesend war, während sie Nachttoilette machte. Im Grunde genommen war ja jetzt ebensowenig etwas dabei wie früher in ihrer Mädchenzeit, aber die forschenden Blicke, die ihr auf Schultern, Nacken und Armen ruhten, genierten sie ein wenig. Als dann gar, halb schelmisch, halb neugierig, an sie die Frage gerichtet wurde, ob Hoffnung auf Familie vorhanden sei, floß Schamröthe von ihrer Stirn über den Hals und die weiße Büste bis an die Sattelspitzen des battistenen Hemdes.

Bögernd erhielt endlich Frau Kolberg die Antwort, daß ihr vorläufig noch keine Aussicht sei, Großmutter zu werden.

Sie schien mehr erfreut als enttäuscht. Ein Kind in den ersten Jahren sei auch nicht unbedingt nötig; im Gegentheil, das käme zurecht, wenn man drei, vier Jahre und länger verheiratet wäre. Freilich, entzückend sei es ja, sogar unendlich lieb und süß so ein kleines Wesen, aber die Angst auch und die Sorge! Nein, nein, Irma könne ganz zufrieden sein, die Hauptsache sei, daß sie glücklich wäre mit ihrem Walter. Und wenn man das nicht schon längst wüßte aus ihren Briefen, so brauche man Irma bloß anzusehen, um sich davon zu überzeugen. Übrigens, eine herrliche Figur hätte

L. Schmidt, Der Wille zum Leben.

5

Irma bekommen . . . zum Malen . . . einfach zum Malen! Ja, du lieber Gott, in diesem Alter, da wäre sie, Frau Kolberg, auch so gewesen. Wenn sie mit dem seligen Papa auf den Ball gegangen sei im décolleté, hätte man immer heimlich bewundernd über ihre schöne Büste geflüstert. Aber jetzt, jetzt würde sie halt so furchtbar stark.

„Findest du nicht auch, Irma?“

Es war das erstemal seit Irmas Ankunft, das erstemal seit einem fast siebenstündigen Zusammensein, daß die Mutter des Vaters erwähnte. Die junge Frau hätte gewünscht, es wäre eher geschehen und in anderer Gedankenverbindung. Sie bot der allzu Gesprächigen den Gutenachtkuß, wie sie es als Kind gewohnt war, froh, endlich mit ihrem Empfinden allein zu sein.

Am nächsten Morgen stand auf dem Geburtstagstische der Witwe ein großes Blumenarrangement von weißen und roten Rosen. Die Blumen ruhten in einem geflochtenen Korbe von der Form eines Schiffes, dessen Masten mit lauter fröhlichen, buntseidenen Fähnchen bewimpelt waren. Man hatte das Geschenk schon in aller Frühe gebracht; es stammte, wie die unbeschriebene Visitenkarte besagte, von Gustav Kolberg.

Irmas Geschenk, ein lebensgroßes, nach der Photographie gefertigtes Ölbild des Verstorbenen,

lehnte an der Wand und war unter Tränen der Rührung von dem Geburtstagskinde bewundert worden.

Bei den eingelaufenen Glückwunschschreiben befand sich auch ein Brief Walters. Ein paar kurze, launige Zeilen des Leutnants schilderten, wie er, während in Berlin die Lieben beim Morgentaffee und Geburtstagslachen sich bene täten, in seinem Torpedoboote zum Angriff gegen den imaginären Feind sich rüste, der fünfzehn Seemeilen von Helgoland gesichtet worden sei. Ihm wäre ganz verteufelt bange nach einer gewissen schönen Frau, die er sogar noch mehr liebe als seine alte Angebetete, die See, und das wolle viel sagen. Wenn er nicht fürchten müßte, vor ein Kriegsgericht gestellt und mausetot geschossen zu werden, würde er sofort nach Berlin desertieren. So aber begnüge er sich, mit dem Kommandanten seines Torpedobootes auf das Wohl von Frau und Schwiegermutter einen Topf schwedischen Punsch zu leeren.

Und darunter als Postskriptum: „Jeden Abend, bevor ich in meiner einsamen Kabine mich schlafen lege, streiche ich im Notizbuche den Tag aus, der mich weniger von dir trennt. Noch zwölf! und dann bin ich wieder bei Dir in Kiel. In Kiel — bei D i r!“ — In dieser schlichten Nachschrift fühlte Irma mit dem Instinkt des Weibes das ganze Sehnen des geliebten Mannes. Glückselig lächelnd

nahm sie den Brief, öffnete heimlich eine Öse des bordeauxroten Morgenroths und barg das Blatt an der schneller atmenden Brust.

Tante Christine ließ es sich nicht nehmen, die erste zu sein von den Gratulanten. Noch ganz erschauftert vom Treppensteigen und von der Begrüßung mit Irma, küßte sie Frau Kolberg auf beide Wangen und sagte ihr Sprüchlein auf:

„Und dir, liebe Luise, meinen herzlichsten Glückwunsch zum Geburtstage! Ich wünsche dir, daß du in diesem Jahre nur Angenehmes und Erfreuliches erleben sollst!“

Sie enthüllte umständlich einen in Seidenpapier eingewickelten Gegenstand: „und hier habe ich dir ein paar Blümchen mitgebracht. Und hier . .“ (sie nestelte ebenso umständlich aus ihrer Kleider tasche ein kleines Etui heraus) „ . . hier hab' ich dir auf Porz'lan in Goldfassung als Brosche das Bild des guten Heinrich machen lassen.“

Die also Beschenkte drückte der Geberin beide Hände: „Dank! herzlichsten Dank! . . . Nein, wahrhaftig, ein größere Freude konntest du mir nicht machen; das ist ja wundervoll! Das ist . . . nein, das ist aber wirklich zu lieb von dir, Tante!“

„Wir haben denselben Gedanken gehabt,“ rief Irma, „schau her, Tante, auch ich hab' der Mama Papas Bild geschenkt.“

Die alte Dame betrachtete eine Weile das lebensgroße Porträt ohne ein Wort der Kritik. Endlich sagte sie kopfschüttelnd, fast beleidigt zu Irma:

„Warum schreibst du mir nicht eine Zeile? Hätt'st du mich beizeiten davon verständigt, hätt' ich auch nur eine Ahnung gehabt, so würde ich ein anderes Geschenk . . .“

„Laß dich's nicht gereuen, Tante. Wenn zwei dasselbe tun, so ist es bekanntlich nicht dasselbe. Meins ist ein Ölbild und deins eine Brosche,“ begütigte lächelnd die junge Frau.

Mit den langsamen, bedächtigen Bewegungen der alten Leute zog Christine ihr Brillenfutteral aus dem Pompadour, hauchte die Gläser an, pußte sie sorgfältig mit dem Taschentuche und versenkte sich von neuem in den Anblick des Bildes, um abermals die Achsel zu zucken:

„Ich kann mir halt nicht helfen: meins finde ich viel ähnlicher.“

Mutter und Tochter tauschten ein nachsichtiges, verständnisinniges, amüsiertes Lächeln.

„Viel, viel ähnlicher! frappant ähnlich sogar,“ meinte Irma mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, obwohl sie das Gegenteil dachte.

Luisa wollte die Brosche am liebsten gleich ansetzen, doch Christine protestierte: „Leg' es nur

ruhig zu den übrigen Geschenken. Ich hoffe, es kann sich schon daneben sehen lassen.“

„Und ob! . . . ob es sich kann sehen lassen. Hier, ich werde ihm sogar eine ganz bevorzugte Stelle auf meinem Geburtstagstische anweisen. Bist du zufrieden?“

Immer noch ein wenig schmollend, aber doch schon halb versöhnt, klang die Antwort: „Das verlang' ich gar nicht; brauchst mich nicht schlechter, brauchst mich aber auch nicht besser zu behandeln als die übrigen.“

Darauf, freundlich Wein und Naschwerk ablehnend, wandte sich die Greisin an Irma mit tausenderlei Fragen über das Leben in Kiel, über Menschen und Dinge, über die Wohnungsverhältnisse, über die Preise der Lebensmittel und vieles andere mehr. Sie war sehr erstaunt, zu erfahren, daß Butter, Fleisch und Eier nicht um einen Pfennig billiger wären als in Berlin, ja, daß sogar die Kieler Sprotten ebensoviel kosteten als in der Reichshauptstadt.

„Sogar die Kieler Sprotten? 's ist ein Skandal! 's ist weiß Gott und wahrhaftig ein Skandal!“

Wenn solche Teuerung das Entsetzen der guten Dame erregte, so fand hingegen das Blumenschiff Gustav Rolbergs ihre höchste Bewunderung; was freilich nicht hinderte, daß sie über den leicht-



sinnigen Menschen den Kopf schüttelte, der ein Heidegeld ausgabe für Rosen, die übermorgen welt und wertlos sein würden: So ein Verschwender, dieser Gustav! Ein Bräutigam könne seine Braut nicht nobler beschenken.

Der Vergleich genierte Luise offensichtlich. Wie zur Entschuldigung des Schwagers erinnerte sie daran, daß er ihr doch noch jedes Jahr Blumen gebracht hätte zum Geburtstage.

„Ja, Blumen und Blumen das ist ein Unterschied,“ erwiderte Christine unbeirrt. „So nobel wie dieses Mal hat er sich noch nie gemacht. Man wird ihn müssen unter Ruratel stellen auf seine alten Tage.“

Und damit schwieg sie nicht von Gustav, sie rückte ihn vielmehr immer absichtlicher in den Mittelpunkt der Unterhaltung. Sie sprach zwar nicht unfreundlich über ihn, ließ aber hier und da ein Wort, eine Bemerkung einfließen, die, ohne gerade boshaft zu sein, doch deutlich eine ironische Spitze verriet.

„Er ist sehr galant geworden, dein Onkel, seitdem du ihn nicht gesehen hast,“ meinte sie zu Irma, „fast ein wenig eitel. Er trägt die Haare so nummeriert, eins neben das andere gelegt über den kahlen Stellen, und den Schnurrbart aufgerichtet wie ein Assessor.“

„Wahrhaftig?“ lachte Irma, „. . . damit muß ich ihn necken!“

„Das würde ich nicht hübsch von dir finden,“ tadelte Frau Kolberg. „Erstens nämlich ist es gar nicht richtig, was die Tante sagt. Gustav, wie dir erinnerlich sein dürfte, hat stets was auf ein adrettes Außere gegeben, und sodann finde ich es auch ganz in der Ordnung, daß man, je älter man wird, desto weniger sich vernachlässigt. Möglich übrigens, daß auch Onkel Gustav seine kleinen Schwächen hat wie andere Leute . . .“ — Hier streifte ein nicht mißzuverstehender Blick die alte Dame — „Dann wird man sie eben mit in den Kauf nehmen müssen in Anbetracht seiner vielen Vorzüge, wie man ja auch die mancherlei Schwächen anderer Leute mit in den Kauf nimmt.“

„Andere Leute . . . hm, hm,“ murmelte Tante Christine, „das geht auf mich.“

„Übrigens,“ fuhr Luise in freundlicherem Tone fort, indem sie der Tante zur Versöhnung ein großes Stück Kuchen offerierte, „übrigens kann ich dir die Versicherung geben, liebe Irma, daß wir alle Veranlassung haben, dem Onkel von Herzen dankbar zu sein. Er hat sich so nett, so reizend benommen, er hat mit der größten Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit alle geschäftlichen Angelegenheiten nach Papas Tode zu unserm Vorteil geordnet . . .

Zu Pontius Pilatus ist er gelaufen, hat Briefe geschrieben und Scherereien gehabt . . . ich würde es nur für deine Pflicht halten, wenn du ihm gelegentlich darüber ein Wort der Anerkennung sagtest.“

Also sprechend, brach sie eine weiße Rose ab von dem Blumenschiff und steckte sie Irma vorn an den roten Schlafrock.

Als Tante Christine bei dieser, wie ihr schien, nicht unbedeutenden Handlung mit dem Kopfe nickte, nahm es Frau Rolberg als ein Zeichen dafür, daß die Tante wieder gutmachen wollte, was sie ihr, dem Geburtstagskinde, vorhin Kränkendes gesagt hatte. Und sie brach von dem Blumenschiff eine zweite Rose und steckte sie der verlegen sich wehrenden Tante an.

Tante Christine hatte sich entfernt.

Nach ihr waren noch eine Reihe anderer Besucher dagewesen, entferntere Verwandte, Freunde, Bekannte.

Um Mittag herum war auch Gustav Rolberg gekommen, in aller Eile, bloß auf einen Sprung.

Irma hatte heimlich bei sich konstatieren können, daß er tatsächlich viel soignierter ausah als früher, daß er sogar peinlich gepflegte Bügelfalten in der

Hose hatte, und daß sein Haar erheblich nachgedunkelt war.

Eben war er im Begriff, sich wieder zu verabschieden, da wurde durch Boten von Oskar Siewert ein verschnürter Karton nebst beifolgendem Briefe überbracht.

Gustav entknotete mit pedantischer Sorgfalt die Schnur des Pakets.

„Was mag Onkel Oskar wohl für ein cadeau ausgetüftelt haben?“ fragte Irma neugierig zusehend.

„Irr' ich mich nicht, ist es wieder ein Bild des guten Heinrich!“ meinte die Mutter.

Sie hatte recht. Es war eine Kreidezeichnung ihres verstorbenen Mannes. Sie öffnete das Schreiben und begann es vorzulesen.

„Liebe Schwester!

Zu Deinem Wiegenfeste wünsch' ich Dir . . . na, Du weißt ja, was alles . . . und so weiter, und so weiter. Das mit den Geburtstagsphrasen ist ja doch alles Unsinn . . .“

„Schöne Gratulation das!“ unterbrach sie der Schwager, indem er die Kartonschnur fein säuberlich zusammenwickelte.

Irma rieb sich vergnügt die Hände: „Das sieht ihm ähnlich! Das ist der Onkel Oskar wie er lebt und lebt!“

Auch die Witwe lächelte: „Ja, ja, ein drolliger Rauz, mein Bruder; immer muß er so was Besonderes machen, immer etwas anderes als die andern!“ Dann las sie weiter:

„Also, liebe Schwester, es war einmal ein junger Maler, der hatte Hunger. Er sah jammervoll aus, aber wirklich höchst jammervoll. Man konnte ihm ein Paternoster durch die hohlen Wangen blasen. Da dachte ich mir: Geben wir diesem schlotterigten Raphael Brot und Arbeit. Und siehe, also geschah es, daß Heinrich nach seiner letzten Photographie in Kreide gezeichnet wurde. Seien wir gerecht: es ist ein bißchen verpfuscht das Bild, namentlich Mund, Nase, Augen, Ohren und die übrigen Gesichtspartien, aber meinen toten Schwager wird das ja hoffentlich nicht weiter genieren. . . . Ich komme auf einen Augenblick heran zu Euch, nachmittags oder abends, wenn sich der Schwarm der Gratulanten verflüchtigt haben wird. Kuchen brauchst Du mir nicht zu reservieren. Ich hab' mir noch jedesmal den Magen dran verdorben an Deinem Geburtstag. Auf Irma freue ich mich unbändig; sollte Gustav sich zufällig gerade glückwünschenderweise bei Dir aufhalten, so sag', ich laß ihn grüßen und, täuscht mein animus mich nicht . . .“

Luiſe hielt verlegen inne mit der Lektüre.

„Voghtausend, das sind wohl gar Verse? zeig doch mal her!“

Rasch und leise auf den Fußspitzen hatte sich Irma der Mutter genähert und nahm der Widerstrebenden mit sanfter Gewalt den Brief weg, den diese gerade in ihrer Kleidertasche verschwinden lassen wollte.

„Gib her!“ rief Frau Kolberg errötend. „So gib doch her, Irma!“

Die flüchtete mit ihrer Beute in die äußerste Ecke des Zimmers: „Aber so laß doch, Mama! was kann es denn groß Schlimmes sein? Wir wollen gleich einmal seh'n . . . Ja, wirklich, Verse:

„So sag', ich laß ihn grüßen . . .“

„Gib doch her, Irma!“ rief ärgerlich die Mutter.

Doch die Tochter ließ sich nicht beirren, sondern fuhr fort:

„Und täuscht mein animus mich nicht . . .“

„Hergeben sollst du, sag' ich!“

„Und täuscht mein animus mich nicht,
Geht er auf Freiersfüßen.“

Irma sah die Witwe erstaunt an. Die stand da gesenkten Hauptes wie eine Schuldbewußte.

Auch auf den Onkel richtete Irma ihre verwunderten Augen. Der runzelte unwillig die Stirn und nagte an seiner Unterlippe.

War's möglich? Sollte am Ende der Scherz tiefere Bedeutung haben? Nein, die junge Frau konnte es nicht glauben und sie wollte es auch nicht glauben.

Aber die Gesichter der beiden? Nun ja, sie fühlten sich ein bißchen peinlich berührt. Das war am Ende begreiflich. Aber das mit den „Freiersfüßen“ brauchte doch schließlich gar nicht auf die Mutter bezogen werden, und Irma hätte es auch nun und nimmer so aufgefagt, wenn nicht eben . . . doch lächerlich, daran war ja gar nicht zu denken.

„Nichts wie Raupen hat er im Kopf, mein Bruder,“ unterbrach endlich Luise das ungemütliche Schweigen.

„Übermäßig taktvoll finde ich es nicht von ihm,“ sagte Gustav, indem er die Kreidezeichnung aus der Hand legte und sich feierlich, formell den tadellos sitzenden schwarzen Gehrock zuknöpfte.

„Ich auch nicht,“ bestätigte Frau Rolberg.

Irma aber begriff nicht, wie man einen, im Grunde genommen, harmlosen Spaß so aufnehmen konnte.

Indessen, Gustav Rolberg ließ keine Entschuldigung gelten.

„In ernstesten Dingen verstehe ich keinen Spaß!“ sagte er.

„In ernsten Dingen, Onkel?“

„Jawohl, in ernsten Dingen!“

Damit verabschiedete er sich schnell. Die Nichte blickte ihm verwundert nach, wie er, von der Mutter begleitet, ärgerlich hinausging.

Also war's ihm doch ernst mit dem Heiraten. Nun, in Gottesnamen! Wer aber mochte die Glückliche sein? Wieder stieß ihr der törichte Argwohn von vornhin auf, jener pudelnärrische Gedanke, daß am Ende gar die Mutter die Erwählte sein könnte. Das ließ ihr keine Ruhe mehr. Raum, daß Frau Kolberg wieder zur Tür hereinkam, legte sie ihr von neuem die Frage vor.

„In ernsten Dingen versteht er keinen Spaß? Was meint er damit? Hat er wirklich die Absicht, in den heiligen Stand der Ehe zu treten?“

Die Witwe zuckte die Achseln und suchte ihr Gesicht dem forschenden Blick durch eine kleine Wendung des Körpers zu entziehen.

„Und wen will er glücklich machen?“

Keine Antwort.

„Etwa gar d— —dich?“

„Darauf kann ich dir heute noch keinen Bescheid geben,“ klang es zögernd und kleinlaut zurück.

Irma brach in ein schallendes Gelächter aus.

Frau Kolberg, immer noch abgewandt, ließ diesen Ausbruch der Heiterkeit über sich ergehen.

Da aber Irma sich gar nicht beruhigen wollte und nach kurzen Intervallen immer von neuem herausplakzte, tadelte sie in gekränktem Tone:

„Dazu zieht man Kinder groß, daß sie einem später auslachen.“

„Nimm mir's nicht übel, Mama, aber . . . ich kann . . . schau, Mutter, das kann ich beim besten Willen . . . kann ich das nicht glauben!“

Unter dem Richern Irmas, das immer wieder unterdrückt, immer wieder nach Befreiung rang, verstummte die Antwort der Mutter. Sie schöpfte tief Atem. Dann nach sichtbar innerlichem Kampfe sagte sie in mildem, fast bittendem Tone:

„Wär's nach mir gegangen, so hätte ich dir erst davon gesprochen, wenn das Trauerjahr vorüber gewesen wäre . . . aber dem Oskar,“ setzte sie erregt hinzu, „dem ist ja nichts heilig, kein Schmerz und kein . . .“

Tränen spülten das Ende des Satzes hinweg. Es dauerte geraume Weile, bis sie imstande war, weiter zu sprechen: „Ich halte das Andenken des Seligen gewiß in Ehren. Und sag' selbst, ob ich nicht alles getan habe während des schrecklichen Krankenlagers. Keinen Schlaf habe ich mir gegönnt und keine Erholung. Keine Zeit zum Essen und Trinken habe ich mir genommen. Ich weiß, das war nicht mehr als meine Pflicht, und ich

sage es gewiß nicht, um mich zu rühmen. Aber darauf verlaß dich: kommt es mal dazu mit mir und dem Onkel Gustav, dann mögen die Leute reden was sie wollen, dann ist mir alles egal!“

„Also mit andern Worten: die Sache stimmt, Mutter?“

„Ich sage nicht ja und nicht nein heute. Ist das Trauerjahr vorbei, so läßt sich weiter darüber reden.“

„Trauerjahr? wenn dich das Trauerjahr nicht abgehalten hat, daran zu denken, so braucht es dich auch nicht hindern, davon zu reden,“ erwiderte die Tochter schroff und kühl.

„Sei nicht lieblos, Irma! Was hab' ich denn nach Papas Tode hier in meiner Einsamkeit anders getan als fortwährend geweint! . . . Natürlich, du in deinem jungen Glück machst dir keine Vorstellung davon, wie mir zumute war ohne dich und Papa in der großen Wohnung. Und was auch gleich in der ersten Zeit für eine Menge geschäftliche Ärgernisse an mich herangetreten sind und was für Sorgen . . . Dinge, um die ich mich früher nie zu kümmern brauchte . . . Ein wahrer Segen, daß ich unsern Gustav zur Seite hatte . . . und die Fabrik ist durch ihn auch entschieden in die Höhe gekommen.“

„Nun ja, nun ja, liebe Mama. Deshalb brauchst du ihn aber nicht gleich zu hei — — hei — — —“

„Heiraten“ wollte sie sagen, stolperte aber über das Wort, und das seit einigen Minuten mühsam verhaltene Lachen explodierte abermals gewaltsam in kurzen, ruckweisen Stößen durch ihre weißen Zahnreihen hindurch: „Ich finde den Gedanken so unglaublich komisch! . . . i—i—ich k—kann es mir nicht vorstellen, daß du und Onkel Gustav ein Paar, ein verschämtes Brautpaar . . . ein liebendes Ehepaar . . . Mein Gott, sag’ mir bloß, liebste, beste Mama, das muß doch furchtbar spaßig gewesen sein, wie er um dich anhielt, wie du ihm das Jawort gegeben hast, wie ihr euch beide dann um den Hals gefallen seid, er mit seinen falschen Zähnen und seinen gefärbten Haaren und du mit . . . mit deinen a—a—achtzig Zentimeter Taillenweite! Daß ich über kurz oder lang zu Onkel Gustav Papa sagen soll! zu Onkel Gustav, mit dem ich immer so viel Unf getrieben habe als Mädchen, weißt du noch? Papierschnitzel habe ich ihm an die Rockschöße gesteckt und die Beine hab’ ich ihm heimlich ans Stuhlbein gebunden. Du mußt schon entschuldigen, aber er ist immer so ein bißchen mein Hampelmann gewesen, dein Gustav . . . Jetzt um alles in der Welt stelle dir vor: Ich komme mit Walter zu meinem Muttchen zu Besuch aus Kiel, und um zu überraschen, kommen wir unangemeldet — da stör’ ich, die Tochter, dich, die Mutter und

L. Schmidt, Der Wille zum Leben.

6

vielleicht die Großmutter in einem zärtlichen tête-à-tête.“

Frau Kolberg ließ den lachenden Spott über sich ergehen wie eine unerläßliche Vorbedingung zur erhofften Verständigung. Sie wollte auch Irma nicht durch Widerspruch reizen. Eine Aussprache über kurz oder lang hätte doch kommen müssen. Darum war es besser, es geschah heute, als später. Kam Zeit, kam Rat: Irma würde sich schon an den Gedanken gewöhnen, der sie augenblicklich noch so sonderbar anmutete.

Doch eins wenigstens wollte Frau Kolberg zu ihrer Verteidigung anführen, ein Argument, das ihr plötzlich einfiel und von dem sie sich eine gewisse Wirkung versprach.

„Denkst du noch daran, als Frau Weber vor einigen Jahren zum zweiten Male heiratete? weißt du noch, wie du sie damals in Schutz nahmst gegen die Lästermäuler?“

Irma wußte sich nicht zu besinnen.

„Nun, so werde ich dich daran erinnern: „Ich begreife das dumme Gerede der Leute nicht,“ hast du gesagt; „sie ist doch noch eine ganz festsche Frau mit ihren vierzig Jahren.““

So logisch auch dieses Argument sein mochte, es machte keinen Eindruck.

„Möglich, daß ich das oder ähnliches gesagt habe damals“ — und leise, ganz leise fügte sie hinzu: „Frau Webers erster Mann war eben nicht mein Vater!“

Die junge Frau war wieder ernst geworden, ernst und traurig. Ein paar Tränen, wie sehr sie auch dagegen anlämpfte, lösten sich aus ihren ins Ungewisse schauenden Augen, blinkten an den langen, dunklen Wimpern und rieselten sacht herab über die Wangen. Ihr war, als ob sie von ferne die Stimme des Toten vernähme, die, kaum hörbar, aber ihr doch verständlich, wie in Geistertönen flüsternd Klage führte, daß sein Andenken unter dem Glanze flammender Hochzeitsfackeln verlösche, daß sein Hügel im Blumenschmuck des Gärtners unbeweint erblühe, daß freudig begrüßt ein neuer Herr Besitz ergriffe von allem, was sein gewesen war im Leben. Drei Geburtstagsgeschenke vervielfältigten dreimal die Gestalt des Verstorbenen, als wollte man ihn dreifach zum Zeugen des Treubruches seiner Witwe anrufen.

Ein nervöses Zucken ging durch Irmas Körper. Sie riß sich energisch aus ihrem Grübeln auf, trat schnell an den Geburtstagstisch und drehte der Reihe nach das Medaillon der Tante Christine, die Kreidezeichnung, die Onkel Siewert geschildert hatte, und das Ölporträt, das sie selbst gebracht hatte,

um, so daß das Antlitz des teuren Vaters verdeckt wurde.

Frau Kolberg sah es.

Sie wagte dem Tun der Tochter nicht Einhalt zu gebieten. Sie sah es schweigend mit an und weinte.

An jenem Geburtstagsnachmittage waren Mutter und Tochter recht wortkarg.

Die junge Frau ging zeitig auf ihr Zimmer.

Diesmal fühlte Frau Kolberg nicht das Verlangen, an ihrem Bette plaudernd zu verweilen wie am ersten Abend.

Auch Irma bot der Mutter nicht den Mund zum Russe, wie sie es als Kind und Mädchen gewohnt gewesen war.

Sie lag und fand lange keinen Schlaf.

Um sich ein wenig zu zerstreuen, griff sie in die Schublade des Nachttisches nach einem Bande kleiner Erzählungen, den sie sich gestern bei der Abfahrt von Kiel am Bahnhof als Reiselektüre gekauft hatte. Sie blätterte darin. Der Titel einer Skizze: „N a c h d e m T o d e“ erregte ihr Interesse. Sie rückte die Kerze näher ans Bett und las:

„Hier, an der staubigen Landstraße, lag der Kirchhof, und dort, ungefähr fünfhundert Schritte südwärts davon, sah man über noch unbelaubten Kastanien das rote Türmchen des Restaurants

„Zum Waldschlößchen“ hervorguden. Vom Kirchhof zum Waldschlößchen führte anfangs kein direkter Weg, doch entstand allmählich einer durch die tausend und aber tausend Füße, welche jahraus, jahrein quer übers Feld zwischen beiden Orten die kürzeste Verbindungslinie suchten.

Der Wirt des Waldschlößchens las täglich von Berufs wegen alle drei Zeitungen der Stadt, aber nur eine Rubrik interessierte ihn, die der Familiennachrichten. Und von den Familiennachrichten waren es wiederum nur die Todesanzeigen, die seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochten. Indessen, auch unter den Todesanzeigen hielt er noch genauere Auswahl. Nur zweierlei mochte er wissen: wo die Beerdigung stattfand und wer gestorben war. Trug man einen hinaus nach St. Elisabeth oder auf den Gottesacker der reformierten Gemeinde oder nach dem katholischen oder nach dem israelitischen Friedhof, so machte sich der Wirt gar nichts draus, begrub man dagegen auf dem neuen Kirchhof, nahe dem Waldschlößchen, so las er andächtig die schwarzgeränderten Inserate. Freilich, die Angehörigen und Freunde nicht aller derer kamen in Betracht, die dort drüben zur Ewigkeit gebettet wurden, nur die des Mittelstandes und der kleinen Leute. Die, welche um Vornehme Leid trugen, gaben nichts zu verdienen; sie setzten

sich gleich nach beendeter Zeremonie in ihre Equipagen und Droschken und fuhren wieder nach Hause. Zum Glück waren die andern in der Mehrzahl; sonst wäre das Geschäft im Waldschlößchen kein gutes gewesen. Heute ging's besonders fein: innerhalb zwei Stunden drei Begräbnisse! Soeben kamen die Leute vom dritten, während die vom ersten und zweiten noch dasaßen und tranken.

März, Regen, kalter Wind.

„Brr, die Nässe! . . . schnell einen Raffee!“

„Mir auch einen!“

„Und uns drei . . . nein, vier Tassen und Pfannkuchen dazu!“

„Sehr wohl!“ sagte der Kellner. „Also im ganzen sechs Tassen und vier Pfannkuchen?“

Er wollte sich entfernen.

„Sie, warten Sie mal!“ rief ihm einer der neuen Gäste nach, indem er mit der Hand zum Fenster hindeutete, „es kommen noch 'n Viertelstünd. Da kenn' Sie gleich alles zusammen bringen, dann ist's ein Aufwaschen.“

Nun traten auch die Nachzügler ein. Sie alle verlangten Raffee.

„Also zwanzig Tassen Raffee und zwölf Pfannkuchen?“ recapitulierte der Kellner. Dann, mit den Füßen schlüpfend, verschwand er so geschwind, daß die schwarzen Frackschöße mit der halbweißen

Serviette unter seinem Arm um die Wette flatterten.

Man etablierte eine lange Tafel durch Zusammenrücken von drei Tischen. Ganz oben, den Ehrenplatz, nahm die etwa vierzigjährige Witwe des Verstorbenen, eines Fleischermeisters ein. Sie war vom Kopf bis zu Fuß in Trauer. Nicht ohne Mühe entfernte sie den langen Kreppschleier vom Gesicht, denn ihre Korpulenz war noch schwerfälliger als sonst in dem ungewohnten Kostüm. Ein gutmütiges, banales Gesicht wurde frei, Augen und Nase waren stark gerötet vom Weinen und vom Wischen. Sie nickte ein paarmal vor sich hin, dann meinte sie seufzend:

„Ja, ja, wer hätte das gedacht?“

Neben ihr, gleichfalls in tiefem Schwarz, saß die Schwester des Heimgegangenen. Sie zerdrückte mit dem Taschentuch eine Träne und sagte:

„Ja, ja!“

„Aber er hat doch zu scheene gesprochen, der Paster, nich?“ fuhr die Witwe fort.

„Ja, scheen warsch, das muß man sagen.“

„Und so viel Kränze hab'n se dem Emil uff'n Sarg gelegt!“

„Ja, da sieht man ärscht, was 'r fier Freinde hat gehabt!“

„Haste den Polizeikommissarius gesähn, Berta?“

„Nu freilich! Und weechte, wär noch mitte war?“

„Nu?“

„Der Zahlmeisteraspirante Derks.“

Der? Das ist hibsch, das freit mich. Seine Frau is uns zwar immer noch fiers Brot und de Semmeln schuldig vom vorigten Quartal, aber das freit mich. Und sieht ooch gutt aus so in de Uniformen.“

Der Kellner brachte den Raffee und die Pfann-tuchen. Die Witwe trank einige Schluck, dann wandte sie sich wieder der Schwägerin zu:

„Gutt is der Raffi, od bloß a kleenes bissel zuviel Bitorie drin! . . . Jesses, was machste denn fier een Gefichte?“

„Pfui Teifel! . . . Kost od mal de Pfanntuchen; die schmeden ranzig.“ — —

In dieser Weise plauderten sie fort. Die beiden Frauen sprachen nun von selbstgebadnem Kuchen und selbstgekochten Speisen, kamen dann auf allerlei andere häusliche Angelegenheiten und gelangten schließlich zu dem vierstödigen Ramschgeschäft, wo man für zehn Pfennige ein Paar Strümpfe kaufe und noch obendrein einen Brief Stednadeln geschenkt kriege.

Auch die übrige Gesellschaft am Tische war in lebhafter Unterhaltung. Mehrere junge Leute warfen sich hinüber und herüber mit Kugeln aus dem Teig der verunglückten Pfanntuchen; einige

Männer mutmaßten ziemlich laut und ungeniert, wieviel Tausend wohl der Fleischermeister hinterlassen haben mochte, und ob die Frau das Trauerjahr innehalten werde, bevor sie wieder heirate.

Nach einer Weile begann ein Herr lustige Stüdelein aus seiner Militärzeit zu erzählen, wie die ganze Kompagnie mal Arrest bekommen habe, weil sie beim Anblick des schwitzenden Hauptmanns den nötigen Ernst nicht bewahren konnte. Dem nämlich sei beim Marsch in der Julihitze die schwarze Tinktur vom Haar und Bart übers Gesicht gelaufen, so daß anfangs alle glaubten, er hätte die Cholera bekommen. Erst nachher, als auch die Uniform schwarz wurde und der Schimmel, habe alles erleichtert aufgeatmet; dafür aber sei man eingesperrt worden.

Die Stimmung wurde immer gemüthlicher.

Die Witwe äußerte zu ihrer Nachbarin:

„Nee, nee, er is doch ooch goar zu lenzig*, der Scholz!“

Scholz fühlte sich sehr geehrt, weil alle nur auf ihn sahen und hörten. Er setzte jetzt seinen altmodischen Zylinderhut auf den Hinterkopf und mimte den Anwesenden einen Engländer vor, indem er immerfort Beefsteak und Mixed Pickles rief. Dann begann er laut mit der Nase zu trompeten,

* spaßig.

was ihm Jubellaute des Entzückens eintrug. Dabei blinzelte er die Witwe an und warf ihr verliebte Blicke zu.

„Kellner, ein Glas Bier, einen Trauerschoppen!“
klang es im Kreise.

„Was wünschen die Herrschaften für Bier? . . .
Lager, Pilsner, Gräher, Kulmbacher?“

„Kulmbacher!“ dekretierte Scholz, „das ist
Trauercouleur.“

Und man trank Kulmbacher, viel Kulmbacher
zur Feier des Verstorbenen, bis der Abend heran-
kam. Auch die Witwe sprach dem trauerfarbenen
Getränk zu, ebenso wie ihre Schwägerin und alle
Verwandten, guten Freunde und Bekannten des
Fleischermeisters.

Als es dunkel war und Scholz bereits so viel
getrunken hatte, daß er den Toten „hoch, hoch und
dreimal hoch“ leben ließ, brach man schließlich auf.

Unterwegs vertrieb man sich durch Scherzen
und Singen die Zeit. Arm in Arm, den ganzen
Straßendamm sperrend, kam die Gesellschaft ins
Weichbild der Stadt.

In barschem, militärischem Tone forderte sie
ein Schutzmann auf, die Straße freizugeben. Und
auch das Weiterzingen des Schunkelwalzers verbot
er ihnen.

*

Langsam schloß Irma das Buch, worin diese groteske Totenfeier geschildert wurde.

Sie löschte das Licht und machte die Augen zu.

Aber Zeit, viel Zeit noch verging, ehe sie den ersehnten Schlummer fand.

*

Onkel Oskar hatte am folgenden Vormittag an-telephoniert, daß er nicht, wie beabsichtigt war, nach der Bülowstraße kommen könnte. Dagegen lud er die beiden Frauen ein, ihn am übernächsten Tage in seiner „Klause“ zu besuchen, und zwar, wenn möglich, in aller Frühe schon, damit man bis zum Abend behaglich zusammen sein könnte.

Die Klause war ein reizendes Besitztum in dem eigenartigen und an landschaftlichen Stimmungen reichen Dorfe Kaputh bei Potsdam.

Solange Irma zurückdenken mochte, siedelte Onkel Oskar im Vorfrühling bereits von Berlin nach Kaputh über und blieb dort den ganzen Sommer bis in den Spätherbst hinein.

Die schönsten und lebendigsten Erinnerungen ihrer Kindheit knüpften sich der jungen Frau an dieses von einem großen Garten umgebene Häuschen, wo sie mit den Eltern so oft als Gast gewohnt und wo sie oft auch ganz allein beim Onkel einen Teil ihrer Schulferien hatte verbringen dürfen.

Der Garten reichte von der lang durch das Dorf sich ziehenden Straße bis hinab zu dem Ufer der Havel. Er war bestanden von Obstbäumen aller Arten, wie sie dort in dem sandigen und von den Niederschlägen der breiten Havelseen reichlich getränkten märktischen Fischerdörfe allenthalben trefflich gedeihen.

Kommt der Mai ins Land, so ist ganz Kaputh mit seinen Gärten rechts und links von der Landstraße in ein unübersehbares Meer von schneeweißen Baumb Blüten getaucht, gleich jenem den Berlinern weit bekannteren und von den Ausflüglern auch viel mehr bevorzugten Havelstädtchen Werder.

Aber eben dieses macht einen Teil der besonderen Reize von Kaputh aus, daß seine Schönheit noch nicht von allen Bewohnern Berlins entdeckt und also auch noch nicht von Sommerfrischlern und Touristen überflutet ist.

Norddeutsch und vor allem märktisch in seinem innersten Sein und im ganzen äußeren Gehaben, war Oskar Giewert in solcher Umgebung selbst ein Stück von dieser Natur, die auf den Fremden den Eindruck gleichförmig ernster und bisweilen etwas protestantisch nüchterner Freudlosigkeit macht, die aber in dem Menschen, der seine Scholle fühlt und versteht, kostbare Stimmungen von heiterer Beschaulichkeit erzeugt.

Wenn der Mann auf seinem Grund und Boden grub und jätete, junge Schößlinge pflanzte, die Weinreben an den Spalieren festband und von den Bäumen die Kirschen, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen erntete wie ein gewöhnlicher Gärtner, da hatte ihn früher Irma als kleines Mädchen oft umjubelt, geschäftig mit einem winzigen Spaten, mit einem Rechen oder einer Hacke hantierend und jenes allerliebste, nette, herzige, dumme Zeug plappernd, womit die Kinder wie mit Engelsglöckchen in die Herzen der Erwachsenen hineinläuten.

Der robuste, sonnengebräunte Landmann mit Stulpenstiefeln und mächtigem Kalabreser verstand es, auf die naiven Fragen der kleinen Prinzessin ebenso naive Antworten zu geben, gleich einer freundlichen Märchentante. Selten wurde dem Wildfang hier draußen in Kaputh etwas verwehrt oder verboten, seltener noch wurde sie gescholten oder bestraft wie manchmal daheim in Berlin, denn der Onkel war der Meinung, man müsse Kinder wachsen lassen frei wie Blumen und Pflanzen.

So hing Irma an ihm mehr als an der Mutter, fast wie an dem Vater, dessen Abgott sie war.

Die Nichte wurde immer größer und zäher, der Onkel immer älter und grauer, die Freundschaft

der beiden immer wertvoller und inhaltreicher, weil, je kameradschaftlicher, weiser, wahrhaftiger er mit ihr reden konnte, sie desto mittheilsamer ihm ihr Innenleben erschloß.

Die Leute von Raputh sahen die beiden oft Arm in Arm mit gesunden, kräftigen Schritten den verpönten märkischen Sand watend besiegen, Gestalten, in diese Landschaft hinein gestimmt wie von der Phantasie eines genialen Künstlers. Er, obwohl von der Mittagshöhe des Lebens schon herabsteigend, noch ein kraftvoll rüstiger Wanderer, schien ein ebenbürtiger Nachkomme des starken Geschlechtes, das aus diesem verspotteten Sande der Mark in Fleiß und Treuen das gewaltige Berlin, das gefürchtete Preußen geschaffen hatte. Sie, das schlank blonde Mädchen an seiner Seite, eine Werdenbe noch, wies in die Zukunft als dereinstige Mutter von Söhnen, die das Geschaffene besitzen und verteidigen sollten.

Hier war es gewesen, wo Onkel Oskar einige Jahre vor Irmas Verlobung ihr Vertrauter geworden war, als die jungfräuliche Seele durch die erste starke Leidenschaft in Verwirrung zu geraten drohte.

Ein Schauspieler von mittelmäßiger Begabung und zweifelhaftem Charakter hatte es verstanden, bei einem Feste dem Mädchen sich in unauffälliger

Weise zu nähern und ihr den Kopf derart zu verdrehen, daß sie nach langem Widerstreben sich mit ihm in eine Korrespondenz einließ. Von seinen Phrasen berauscht, glaubte sie ohne den Menschen nicht mehr leben zu können, trug aber doch ein instinktives Bedenken, ihm das erbetene Stelldichein zu bewilligen. Eines Tages fuhr sie zu dem Onkel hinaus, offenbarte ihm das ängstlich gehütete Geheimnis und fragte ihn um Rat.

Kein Wort der Verwunderung, kein Laut des Tadels kam über seine Lippen. Er hörte die lange, romantische Geschichte mit großer Geduld an und unterbrach die schamhaft errötende Erzählerin auch nicht ein einziges Mal. Endlich, als sie ihm gar nichts mehr zu sagen, gar nichts mehr vorzuschwärmen wußte, fragte er trocken in aller Seelenruhe, in aller prosaischen Gemütlichkeit sich seine Pfeife stopfend, mit absichtlich forciertem Dialekte:

„Hm nuja...? und nu, mein Irmeten, möchtest du woll gerne, daß ich die ganze Schreiberei mit dem Mimen jutheiß und daß ich euch womöglich den Ruppler mache?“

Über das zielbewußt gebrauchte brutale Wort erschrak Irma so heftig, daß sie auf einmal ganz blaß wurde und laut zu schluchzen anfang.

Ihm tat es in der Seele weh, sein liebes Mädel verlegt zu haben, doch hütete er sich wohl, die ge-

ringste Weichheit zu verraten. Schweigend paffte er dicke Dampfwolken vor sich hin. Endlich, als ihre Tränen langsamer zu fließen begannen, klopfte er an der Lehne der Gartenbank, worauf sie saßen, seine Pfeife aus, und während der Wind wirbelnd mit den Aschenteilchen spielte, fragte er: „Kann ich mal die Briefe lesen, die er geschrieben hat?“

Irma, statt aller Antwort, holte aus ihrem Handtäschchen einen Pack nach Opoponax duftender Briefe hervor, die von einem blauseidenen Bändchen das zu einer niedlichen Schleife geknotet war, zusammengehalten wurden.

Er rümpfte die Nase über das parfümierte Rosapapier, löste mit spöttisch verzogenem Munde das Band und vertiefte sich in die Korrespondenz. Irma, die ihn bei der Lektüre ängstlich von der Seite beobachtete, bemerkte sein lebhaftes Mienenspiel. Bald leises Kopfschütteln, bald ein Kräuseln der Lippen, ein Stirnrunzeln, hin und wieder ein diskretes Gähnen ließ sie erkennen, daß er von den Episteln einen wesentlich anderen Eindruck empfing, als sie gewünscht und gehofft hatte.

Als er fertig war, nahm er das ganze Geschreibsel zwischen Daumen und Zeigefinger und legte es mit einer unnachahmlich pathetisch-tomischen Geste in ihren Schoß zurück.

Die Nichte sah ihn fragend an.

Er schnäuzte sich die Nase und enthielt sich jedes Urteils.

Da sie nun aber in ihn drang, sprach er mit stoischer Ruhe weiter nichts als ein lakonisches:

„Hannefakle!“

Ihre weitgeöffneten Augen, die sich langsam feuchteten, schienen eine nähere Begründung dieses lapidaren Verdichtes zu erfliehen.

„Hannefakle!“ wiederholte Onkel Ostar. Dann nahm er aufs Geratewohl von ihren Knien einen der Briefe und las ihn ihr vor. Durch nicht anderes, als indem er je nach seinem Empfinden, bald satirisch, bald ironisch, unendlich mitleidig bald und bald humorig die Sätze des Mimen rezitierte, begann, noch ehe Irma es ahnte, das erträumte Paradies ihr in Trümmer zu sinken.

Worte, die ihr so hold, so selig geklungen hatten, tönnten ihr jetzt wie ödes, inhaltloses Phrasengebredsch; Worte, bei denen sie geglüht und gebebt hatte, wandelten sich ihr jetzt zu Banalitäten und albernen Gemeinplätzen. Ihre Seele, eben noch ein auf das berauschende Glück der Liebe, auf ihre süßen, melancholischen Weisen harmonisch gestimmtes Instrument, versagte nun mit zerrissenen Saiten jeder Melodie.

Durch wessen Schuld?

L. Schmidt. Der Wille zum Leben.

7

Der schmerzlich Grübelnden war Onkel Oskar zu Hilfe gekommen: „Ausgeblasene Eierschalen, taube Nüsse, Ritsch ist alles, was er faselt, mein liebes Irmeten. Dein Seladon, wie er sein Briefpapier in Kölnisches Wasser taucht, so spricht er — wie der Berliner sagt — mit frasierter Schnauze, so schreibt er mit Schlagsahne. Schminke, Kind! Schminke, Schminke, Schminke! Nimm dich in acht vor der Schminke, nimm dich in acht vor den bemalten Kulissen! Hinter ihnen steht der eklige Kleistertopp. Vor ihnen mit einer Hornbrille auf der Nase sitzt die Souffleuse. Verlaß dich drauf: Du siehst sie man nich. So was is ja ganz jut und ganz schön von weitem sich anzuhören und von weitem sich anzusehen 'n paarmal im Jahre, aber fürs Leben, fürs ganze Leben und so ganz von der Nähe . . . — —. — O! . . . Na, und nu komm, Irmeten, nu woll'n wir zusammen ein paar Pfund Spargel ausstechen. Die kannst du den Eltern mit nach Berlin nehmen. Und wenn's dir recht ist, zünd' ich nachher unten am Wasser von dem ollen Kartoffelkraut, was da liegt, 'n Feuer an. Und wenn du meinst, so können wir ja noch was anderes drin verbrennen, als das morsche Kraut von den Kartoffeln.“

Eine halbe Stunde später, unter Tränen lächelnd, hatte Irma geduldet, daß ein Scheiter-

haufen, vom spiegelnden Wasser der Havel flackernd verdoppelt, die Briefe dessen verzehrte, den ihre sechzehnjährige Unerfahrenheit als Romeo vergöttert und den ihre Backfischseele zum Helden ihres Lebens ersehnt und begehrt hatte.

Dieser Episode aus ihrer phantastisch schwärmerischen Mädchenzeit mußte jetzt die Frau Leutnant lebhaft gedenken, da sie im saufenden Automobil durch die holprige Dorfstraße von Kaputh fuhr.

Wieder wie damals hatte sie den Onkel zum Mitwisser einer Liebesaffäre zu machen. Aber diesmal handelte es sich um eine Irrung der Mutter.

Ob es ihm wieder gelingen würde zu helfen und zu heilen?

Hoffentlich! Denn er verstand sich ja vortrefflich auf derlei Kuren.

Vor dem kleinen, weißen Häuschen stand der Klausner barhäuptig, mit der Hand die Augen beschattend, die schon seit einer halben Stunde ungeduldig nach den Besuchern auslugten.

In der Freude des Wiedersehens hatte er ganz vergessen, sich darüber zu wundern, daß Irma allein kam ohne die Mutter. Das fiel ihm geraume Weile später erst auf, als sie Arm in Arm zwischen den von reifen Früchten schwer behangenen Obstbäumen dahinwandelten.

Die Mutter habe leider so argen Kopftrampf, berichtete Irma, daß sie zu Hause bleiben mußte.

Siewert, wünschend, die Migräne möchte bald vorübergehen, freute sich fast über die Unpäßlichkeit der Schwester, die ihm gestattete, mit Irma einen ganzen Tag allein zu plaudern.

Irma erzählte nun, wie seine Geburtstagsknüttelverse gleich einer Bombe in die festliche Stimmung hineingeplatzt wären, wie sie, Irma, ohne Böses zu ahnen, den Verfasser verteidigt hätte, wie sie dann mit der Mutter unter vier Augen gesprochen und erfahren habe, was für abenteuerliche Pläne in ihrem Kopfe reiften. Sie sprach davon anfangs in scherzhaftem Tone, im Verlaufe der Unterhaltung aber kam allmählich der Unmut, der Eifer gegen Frau Rolberg immer mehr zum Durchbruch, bis sie schließlich in großer Erregung den Onkel ersuchte, sich mit ihr gemeinsam wider das wahnwitzige Eheprojekt der beiden zu verbinden.

Siewert lehnte das Ansinnen rundweg ab.

Irma traute ihren Ohren nicht, als er sogar von dem guten Rechte der Witwe sprach, ihr Dasein nach eigenem Willen und Geschmack sich zu zimmern, zumal da keine unerwachsenen, unverforgen Kinder im Hause wären.

„Aber mein Gott, Onkel, begreiffst du denn nicht, daß mir dieser Gedanke furchtbar ist?“

„Mangel an Lebensreife, mein Irmenen,“ sagte Siewert und streichelte der Nichte begütigend die Hand. „Du bist noch zu jung, zu unerfahren, du kennst die Welt nicht und begreifst sie noch nicht. Ideale oder vielmehr Zerrbilder von Idealen aus unseligen Gartenlaubenromanen oder sonstwoher spuken dir noch im Kopfe herum, verwirren dein ganz leidliches Urteilsvermögen. Du bist eine verheiratete Frau, du mußt dir das Leben schon ein bißchen genauer ansehen jetzt. Das ist deine Pflicht. Daß deine Mutter wieder heiraten will, was siehst du Schlimmes darin?“

„Der selige Papa wird sich im Grabe umdrehen.“

„Er wird sich nicht im Grabe umdrehen, Irma . . . ich gebe dir mein Wort darauf. Was ist das überhaupt für eine Torheit, die Toten als Ratgeber, als Richter der Lebenden anzurufen. Recht hat allein der Lebende, so unbedingt recht, daß der dümmste Bauer, der da atmet, in solchen Fragen mehr Beachtung verdient als der klügste Philosoph, der tot ist. Wenn dir ein Zahn wehtut, fragst du den Toten, ob du dir den Zahn sollst ziehen lassen? Und lacht die Sonne über einem Grabe, das du beweinst, wirfst du den im Grabe um Erlaubnis bitten, dich von dieser Sonne bescheinen und erwärmen zu lassen? Es gibt Leute,

die gehen in kein Konzert, wenn sie Trauer haben: dumme, gedankenlose Konvention. Mit derselben Logik müßten sie sich enthalten Reisen zu machen, Kinder zu zeugen, Kaviar zu essen, denn das alles ist Lebenslust, die das Andenken der Verstorbenen beleidigen könnte. Deine Mutter ist dem Vater, solange er hier auf Erden pilgerte, ein gutes, treues Weib gewesen. Basta; alles andere ist Mumpitz. Wäre sie ihm eine Kantippe gewesen, die schönste Reue und die herrlichste Witwentrauer könnten jetzt nichts mehr gut machen.“

„Mama ist einundvierzig Jahre alt. Bedenke, ein—und—vierzig Jahre!“

„Beneidenswertes Alter! Möchte gern nochmal einundvierzig sein.“

„In diesen Jahren noch . . . noch Liebesgedanken . . . mein Gott, das will und will mir nicht in den Sinn.“

„Warte, bis du auch so alt bist, dann wird dir das Verständnis dafür aufgehen.“

„Ach, wie ich ihn hasse, den Onkel Gustav!“

„Raum das geeignete Mittel, ihm gerecht zu werden!“

So ging das eine Weile hin und her, in Replik und Duplik, indem Siewert jeden neuen Einwand der Nichte mit freundlichem Sarkasmus abtat, bis Irma endlich resignierte und es aufgab, ihn zum

Bundesgenossen im Kampfe gegen die Mutter zu werben.

Er seinerseits ließ gern das Thema fallen. Viel zu phlegmatisch, um Andersgläubige zu seiner Meinung zu belehren, war er vollständig damit zufrieden, seinen Standpunkt vertreten zu haben und das mit einer Energie, die diesem Stoiker sonst nicht zu Gebote stand.

Als Irma gegen Abend in der gemieteten Automobilbroschke nach Berlin zurückkehrte, begrub kein Scheiterhaufen, wie sie gehofft hatte, die Hochzeitspläne ihrer Mutter.

Die Unterredung in Kaputh hatte wenigstens das Gute gewirkt, daß die junge Frau für die kurze Zeit ihres Berliner Aufenthaltes sich redliche Mühe gab, trotz aller Verstimmung der Mutter ein leidlich freundliches Gesicht zu zeigen. Vielleicht, daß es ihr durch Güte gelänge, die Frau von dem nach ihrer Meinung unseligen Entschlusse abzubringen. Zudem bereitete man sich auch in der Bülowstraße vor, einen Gast zu empfangen, einen beiden Theilen lieben Gast, Walters Freund, den Kapitän von Hartmann. Er hatte den Damen seinen Besuch gemacht und sollte für einen der nächsten Abende gebeten werden. Da war es um so erfreulicher, wenn im Hause Rolberg kein Mißbehagen zu herrschen schien.

Der Zufall wollte, daß in dem Augenblicke, wo die beiden Frauen das Wann und das Wie des geselligen Zusammenseins berieten, gerade der, um dessen Person das Gespräch sich drehte, auf dem Wege zu ihnen sich befand. Es war gegen fünf Uhr nachmittags. Hartmann, in Paradeuniform, den Dreimaſter auf dem Kopfe, kam ſoeben die Treppe der Hochbahnſtation am Rollendorfplatz herunter, um die Bülowſtraße entlang nach der nur wenige Schritte entfernten Rolbergſchen Wohnung zu gehen.

Obwohl der Anblick eines Marineoffiziers in Berlin gewiß nichts Außergewöhnliches iſt, blieben die Leute ſtehen und ſahen ihm verwundert nach. Etwas anderes als die Uniform mußte es ſein, was die Aufmerkſamkeit der Paſſanten erregte. Und in der That, das Gebahren des Offiziers konnte ſeltſam genug erſcheinen. Er machte ein paar Schritte, blieb dann auf einmal ſtehen und ſenkte wie nachdenklich den Kopf, wobei er halb laut unverſtändliche Worte vor ſich hinhurmelte. Dann plötzlich gab er ſich einen Ruck, richtete ſich ſoldatiſch auf, ging ein Stückchen weiter, um abermals Halt zu machen und leicht geſtulierend mit ſich ſelber zu reden. So trieb er es, bis er an das Rolbergſche Haus gelangte, wo er am Eingang wiederum zögerte, den Dreimaſter abnahm und ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte. Dann erſt ver-

schwand er in der Haustür, kaum ahnend, wie viel neugierige Augen ihn dahin begleitet hatten.

„Der Herr Kapitän von Hartmann,“ meldete das Dienstmädchen den beiden Damen.

Die sahen sich verwundert an. Der Besuch kam ihnen um so überraschender, als der Offizier vor wenigen Tagen erst seine Aufwartung gemacht hatte.

Irma entschlüpfte rasch ins Nebenzimmer, um ein wenig Toilette zu machen.

Als der Kapitän eintrat, steckte sie lächelnd den Kopf durch den Türspalt: „Tag, Kapitän . . . Augenblick, bitte. Besuch eines Vorgesetzten — da muß man noch rasch mal in den Spiegel schauen, ob die Knöpfe blank gepußt sind.“

Der sonst so gewandte Hartmann blieb in seltsam linkscher Haltung vor Frau Kolberg stehen, indem er unsicheren Blickes bald auf sie schaute, bald auf die Tür, die sich soeben hinter Irma wieder geschlossen hatte.

„Ich bin, gnädige Frau,“ sagte er in gepreßtem, würgendem Tone, „mit einer . . . leider . . . sehr schmerzlichen Mission bin ich betraut.“

Die Witwe verfärbte sich: „Großer Gott, was . . .?“

„Pst, nicht so laut, gnädige Frau!“ Dabei legte er den Finger an den Mund.

„Ist Walter am Ende etwas passiert? So sagen Sie doch!“

Der Kapitän schweigt eine Weile, dann senkt er das Haupt, greift in seine Brusttasche und überreicht ihr zögernd die Abschrift eines Telegramms, das vor einer Stunde im Marineministerium eingetroffen ist und dessen Inhalt vielleicht heute abend schon, spätestens aber morgen früh in den Zeitungen zu lesen sein wird:

„Torpedoboot 64 beim Manövrieren, von Scheinwerfer geblendet, fünf Seemeilen nordwestlich von Helgoland auf Felsen gelaufen. Tot Kommandant Kapitänleutnant Geber, Leutnant Rade.“

Frau Rolberg will aufschreien. Die Stimme versagt ihr; sie bringt nur ein Wimmern und Stöhnen hervor.

„Fassung, gnädige Frau. Jetzt müssen Sie an Ihre Tochter denken, nur an Ihre Tochter. Sie müssen sich beherrschen, gnädige Frau . . . Sie müssen!“

Indem er so mahnt, immer eindringlicher, immer suggestiver, kommt Irma zurück.

Sie eilt auf den Besucher zu. In ihrem wunderbaren Blondhaar flimmern wie goldene Schlangen Reflexe der durchs Fenster leuchtenden Nachmittagssonne. Die Sonnengrüße gleiten vom Haar über die Stirn, glitzern einen Moment in den

großen, dunklen Augen, hüpfen über die feine Nase und das rundliche Kinn und bleiben auf den weißen Armen, die sich dem Kapitän in herzlicher Begrüßung entgegenstrecken.

Auf einmal stutzt die junge Frau. Sie sieht Hartmanns tiefernsten Gesicht, sie sieht die Mutter zusammengesunken auf einem Sessel, hört sie schluchzen.

„Walter . . .!“ schreit sie entsetzt auf.

Der Kapitän nickt unwillkürlich, unmerklich fast mit dem Kopfe.

Wieder ein Schrei, diesmal wie das gelle Lachen einer Wahnsinnigen, schrillt durch den Raum. Irma wankt, fällt gleich einem leblosen Körper.

Hartmann fängt sie auf, trägt sie mehr als er sie führt zu dem Sofa.

„Armes, armes Weib,“ murmelt er, bemüht sich mit der Mutter um die halb Ohnmächtige, stammelt noch einige unverständliche Worte und verläßt darauf lautlos auf den Bebenspißen das Zimmer.

*

Im Hofe der Klause zu Kaputh erscholl jämmerliches Geheul. Siewert traktierte mit zünftigen Peitschenhieben den neuen Wolfspiz, der an Stelle des krepiereten Moro zum Wachhunde bestellt war.

Er prügelte das arme Tier, daß es sich wand und krümmte. Dann aber legte er plötzlich die Peitsche beiseite, kraute den zottigen Sträfling liebevoll an der Schnauze und hielt ihm in ruhig pädagogischem Tone folgende Ansprache:

„Siehste woll, mein Hundchen. Das haste davon! Du schreib' dir's gefälligst hinter die Ohren. Stehlen ist ja eine schöne Sache. Wer aber zum Wächter gegen Diebe eingesetzt ist von seiner Obrigkeit, der soll nich selber mausen. Das ist tattlos! Das geht gegen das Reglement! Das verstößt gegen die Hausordnung. Um zu sehen, ob die Lektion gefruchtet hat, leg' ich jezt hier diese Kugel von rohem Schabefleisch ins Bereich deiner Spürnase. Wehe dir, wenn du davon was abfrigt ohne meine ganz spezielle Erlaubnis.“

Der Wolfspitz setzte sich auf sein Hinterteil, machte einen Diener und, heftig schnuppernd, sah er winselnd bald das Fleisch, bald seinen Herrn an.

Der Klausner aber ging unerbittlich seiner Wege, ohne das Tier aus dem Auge zu lassen.

Am Hause kam ihm die Gärtnersfrau mit einem Briefe entgegen, worin in kurzen, konfuseu Sätzen und zittriger Schrift die Schwester ihm mittheilte, was Trauriges sich ereignet hatte. Der Schluß des Briefes lautete:

„Irma in unbeschreiblicher Verfassung. Deine Anwesenheit sehnlich erwünscht — Luise.“

Während Siewert das Schreiben ein zweites und drittes Mal durchlas, saß in einiger Entfernung der Wolfspiz immer noch bittend auf den Hinterpfoten vor dem rohen Schabefleisch.

Siewert rief die Gärtnersfrau zurück und sagte in einem Tone, der nicht anders klang als sonst: „In einer Stunde fahre ich nach Berlin. Hüten Sie mir mit Ihrem Mann gut das Haus. Ich komme nicht wieder in diesem Jahr. Mit Obst und Gemüse bleibt es so wie früher. Liegt Besonderes vor, ist an mich zu schreiben.“

„Sehr wohl, Herr Siewert.“

„Holen Sie den Koffer vom Boden und packen Sie meine Siebensachen. Für punkt fünf Uhr bestellen Sie mir drüben beim Müller den Wagen zum Bahnhof nach Potsdam. Aber der Kerl soll nicht wieder den lahmen Wallach einspannen wie das letztemal; sonst zeig' ich ihn wegen Tierquälerei an.“

„Sehr wohl, Herr Siewert.“

„Also tummeln Sie sich, tummeln Sie sich, Frau. Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Dann ging Siewert sehr ernst, sehr langsam durch den Garten, für diese Saison Abschied zu nehmen von jedem Baum, jedem Strauch, jedem Beet.

Auch zum Flusse stieg er hinunter, wo sein kleines Segelboot Thule lag, angebunden an dem Pfosten der Landungsbrücke, die er selbst mit Art und Säge gezimmert hatte.

Er setzte sich in das Boot hinein, den Kopf in die Hand stützend, und stierte in die träg unter dem Nachen hinziehende Havel, deren wiesengrüne Wässer um die Planken des Bootes plätscherten und glucksten. Das Boot hob und senkte sich in gleichem Atem mit dem von leisem Winde gewellten Flusse.

Und dem scheinbar rauen Sohne der Mark, dem seit Jahrzehnten sich kein Auge geseuchtet, rannen Tränen über die gebräunten Wangen. Erst wie schamvoll zögernd glitten sie sacht, um dann mit einem Male fallend in dem grauen Badenbarte hängen zu bleiben. Er selbst wurde es nicht gewahr, bis zwei Tränen hinabtropften in die Havel und zwei Gründlinge beutegierig danach schnappten. Da sah er nach der Uhr, stand auf und ging ins Haus hinein.

Als er etwa eine halbe Stunde später, gefolgt von dem Gärtner und seiner Frau, die je einen Koffer trugen, in den am Gartentor haltenden Einspanner stieg, machte sich scheu wie das böse Gewissen der Wolfspitz eiligst aus dem Staube. Er hatte soeben

nach schwerem Seelentampfe die Fleischugel aufgefressen.

Am Fenster schon hatte Luise den Bruder erspäht. Sie kam ihm auf dem Treppensflur entgegen, verhärrt, verweint, mit Falten, die der Kummer der letzten vierundzwanzig Stunden ihr ins Gesicht gegraben hatte. Fliegenden Atems, wirr die Worte durcheinanderwerfend und verdrehend, berichtete sie, was für eine furchtbare Nacht hinter ihr läge. Irma, in dem einzigen Augenblicke, wo sie allein gelassen, hätte plötzlich das Fenster aufgerissen und sich kopfüber in den Hof stürzen wollen. Da sei sie gerade hinzugekommen, hätte um Hilfe gerufen, unter äußerster Anstrengung zusammen mit Maria, der Köchin, die Rasende zurückgehalten und zu Bette gebracht. Jetzt schliefe sie drinnen, im Schlafe stöhnend und schreiend.

„Hast du ein Zimmer für mich, einen kleinen Raum nur, eine Kammer oder was es sonst ist?“ fragte Oskar Siwert. „Ich möchte mich für einige Tage bei dir installieren.“

„Wenn du das Zimmer nehmen willst, das Edzimmer nach vorn, wo der selige Heinrich gestorben ist?“

„Gut, so werde ich dort wohnen, bis sie einigermaßen ruhiger geworden ist.“

„Hab' innigen Dank, Bruder, du nimmst mir eine Last von der Seele.“

„Nicht so viel Worte! Führe mich jetzt hinein zu Irma.“

Sirma hatte ihr Hauswesen in Kiel aufgelöst, ihre Möbel auf den Speicher gestellt und war wieder zur Mutter gezogen, die in rührender Geschäftigkeit sich ganz der liebevollen Pflege der Tochter widmete.

Daß sie die Katastrophe zu überleben vermochte, war der jungen Witwe selbst unbegreiflich. Sie war seelisch und körperlich arg herabgekommen. Eine Zeitlang hatten die behandelnden Ärzte das Allerschlimmste befürchtet. Die psychische Depression war so arg gewesen, daß sich die Patientin weigerte, Speise und Trank zu nehmen. Mit einer Art asketischer Wollust fühlte sie sich täglich schwächer, elender werden. Mit Genugthuung konstatierte sie ihr stetig abnehmendes Körpergewicht. Sie empfand dabei etwas von dem, was in fanatischer Selbstgeißelung die Anhänger gewisser religiöser Sekten empfinden mögen. Sie brachte willig ihre Gesundheit, ihre Schönheit zum Opfer in der Überzeugung von dem Unwert des Lebens, in dem Glauben, ein wohlgefälliges Werk zu tun.

Wem wohlgefällig?

Darüber gab sie sich kaum Rechenschaft.

Nicht grübeln, nicht nachdenken wollte sie, nur fühlen und empfinden in süßer, schmerzvoller

L. Schmidt, Der Wille zum Leben.

8

Erinnerung an den geliebten Toten, ohne Klarheit in nebelhaften, unbestimmten Vorstellungen bis zu der Stunde, die ja nicht mehr fern sein könnte, wo alles aus sein und wo sie mit dem letzten Atemzuge zum letzten Male den Namen des Verbliebenen hauchen würde.

Ob dann wirklich alles aus sein würde? fragte sie sich mitunter.

Nicht ja, nicht nein sagen wollte sie. In mystischer Verschwommenheit zwischen Hoffnung und Verzweiflung dämmerte ihr waches Träumen.

Allmählich trat eine Besserung ein. Die Schwerkrante, die bis dahin ein halbverworrenes, von ihrer Umgebung so gut wie losgelöstes Innenleben geführt hatte, begann wieder ein schwaches Interesse zu zeigen für das, was um sie vorging.

Jeder noch so geringe Fortschritt, jede kleinste Veränderung, die nur einigermaßen günstig gedeutet werden konnte, wurde durch einen Austausch verständnisinniger Blicke von den Verwandten mit heimlicher Freude begrüßt.

Ein braver Wärter, ein treuer Wächter, war Oskar Siwert auf seinem Posten geblieben.

Aus den paar Tagen, die er bei Frau Kolberg hatte wohnen wollen, waren Wochen, aus den Wochen Monate geworden.

Ein Berater, fast ohne daß er sprach, ein Helfer, fast ohne daß er sich rührte, hatte er geräuschlos mit kluger, gütiger Menschlichkeit seines Amtes gewaltet. Seine Anwesenheit war Irma so unentbehrlich geworden, daß, wenn er sich auch nur einige Stunden aus dem Hause entfernte, sie alsbald unruhig wurde und sich erst wieder zufrieden gab, wenn sie seine tiefe, baßtönige Stimme hörte und seine freundlichen Augen auf sich gerichtet fühlte. Er aber begann allmählich in vorsichtigen Dosen die Abwesenheiten zu vermehren, damit sie sich wieder langsam daran gewöhnte, ohne ihn zu sein. War er um sie, so beschränkte er sich jetzt nicht mehr wie in ihrer ersten Leidenszeit, darauf, aus ihrem matten Munde zum hundertfachen Male die Apotheose Walters mit anzuhören, der als „Edelster, Bester der Menschen, als pflichttreuester Soldat, als unvergleichlicher Gatte“ dahingegangen wäre, sondern er unterbrach wie unabsichtlich hin und wieder ihre schwärmerischen Verhimmelungen des Toten, indem er die Sprecherin wieder daran gewöhnte, andern als sich selbst das Ohr zu leihen. Er zwang sie, ohne daß sie die Absicht merkte, mit ihm immer größere Exkursionen aus dem Jenseits ins Diesseits zu machen, er bemühte sich, sie in langsamen, mühevollen Etappen dem Leben zurückzugewinnen.

Die übrigen Verwandten, Frau Kolberg, Tante Christine, der auf Siewerts Wunsch in taktvoller Entfernung sich haltende Gustav Kolberg wurden, durch so heilsames Beispiel belehrt, seine Schüler in dieser Art von Seelenkur. Bisweilen, aber selten, sprach auch Kapitän von Hartmann vor.

Als der Frühling kam, siedelte Onkel Oskar wieder nach Kaputh über mit dem festen Versprechen, für die Schwester und die Nichte in seiner nächsten Nähe einen Sommeraufenthalt ausfindig zu machen. Am liebsten wären sie gleich mit ihm hinausgezogen in die Klausen. Davon jedoch riet er ab, da das bescheidene Häuschen nicht Raum und Komfort genug bot. Dann auch sollte die Nichte lernen, einige Monate ohne ihn ihr Dasein zu ertragen.

Der Klausner kam nicht ein einziges Mal nach der Stadt herein, und wenn Irma ihn draußen in Kaputh besuchen wollte, hatte er jedesmal einen plausiblen Vorwand, diesen Besuch zu hintertreiben. Er würde, was der Verstand ihn tun hieß, auszuführen das Herz nicht gehabt haben, wenn nicht die Wochenrapporte, die er seiner Schwester beim Abschied zur Pflicht machte, andauernd günstig gelautes hätten.

Diese Wochenrapporte bemühte sich Frau Kolberg gemäß der Weisung des Bruders „kurz, knapp,

klar“ zu schreiben, „ohne Weiberlogik, also vernünftig, nicht vom Hundertsten ins Tausendste zu geraten, nicht über Wichtigkeiten und Nebensächlichkeiten die Hauptsachen zu vergessen und womöglich von Punkten und Kommaten Gebrauch zu machen.“

Einige von den Berichten lauteten:

14. Mai 190..

Gestern, am ersten warmen Frühlingstag mit Irma den ersten größeren Ausflug gemacht. Sie wollte anfangs nicht, ließ sich aber von Christine und mir überreden. Sie ist nach wie vor unendlich traurig, nach wie vor schweigsam, wenn man ihr nicht Gelegenheit gibt von Walter zu sprechen. Wir fuhren vom Stettiner Bahnhof nach F i n k e n - t r u g , wo es herrlich war bis auf die Müden. In einem Restaurant ließen wir uns alle wiegen. Irma hat in der letzten Woche anderthalb Pfund zugenommen.

PS. Denk' Dir: Irma liest jetzt viel. Aber nur Bücher, die von spiritistischen Dingen handeln.

4. Juni 190..

. Der Sanitätsrat ist mit Irmas Befinden zufrieden. Aber ihr selbst darf man's nicht sagen, daß sie wieder Fleisch und Farbe bekommt. So einen Mangel an Eitelkeit habe ich noch mein Lebtag bei keiner jungen Person bemerkt. Der Arzt rät, wir sollen auf einen Monat nach St. Moritz gehen.

Irma will nicht. Sie sagt, wenn sie Deutschland auch nur für kurze Zeit verlassen würde, käme ihr das vor wie eine Fahnenflucht von der heimatlichen Erde, in der ihr Walter ruht. So überspannte Ideen hat sie mitunter. Aber unsereins ist machtlos dagegen. Auch hüte ich mich wohl, ihr zu widersprechen, denn sie ist reizbar geworden seit ihrer Krankheit.

25. Juni 190..

Da also von einer Reise ins Ausland nicht die Rede sein kann, so sollen wir endlich machen, daß wir wenigstens aus der Stadt rauskommen, meint der Doktor. Du schlugst Baumgart an der Havel vor. Ich erinnere mich, es ist sehr hübsch: ein bißchen Anhöhe mit wunderbarem Blick auf die Havel und den Schwielowsee. Wir waren vor Jahren mal einen Nachmittag mit dem seligen Heinrich dort. Und hat den Vorzug, nur eine halbe Stunde mit dem Dampfer von Kaputh entfernt zu sein. Miete uns auf vier oder sechs Wochen eine Villa, die Du für geeignet hältst.

Irmas Befinden macht gottlob ausgezeichnete Fortschritte. Unberufen! Ich spucke dreimal aus. Du weißt, ich bin abergläubisch.

Ihre Stimmung läßt leider, leider noch viel zu wünschen.

Der Kapitän war am Sonntag da. Da er von Jugend auf mit Walter befreundet war, mußte er fortwährend von ihm erzählen: alle jungen

Leiden, alle jungen Freuden, alle dummen Streiche. Von was anderm als von Walter durfte er überhaupt nicht reden. Hartmann ertrug es mit himmlischer Geduld. Er ist wirklich ein lieber, guter Mensch.

*

Quisjana!

„Hier gesundet man.“

Die also benannte Villa in Baumgart hatte Onkel Ostar gefallen. Da ihm der Name bedeutsam schien, hatte er sie kurzweg im Auftrage der beiden Frauen gemietet.

Nun wohnten sie bereits seit anderthalb Monaten hier, die verwitwete Frau Luise Kolberg und die verwitwete Frau Leutnant Rade.

In wenigen Tagen wollte man nach Berlin zurückkehren.

Bei Baumgart, das schrägüber von dem Städtchen Werder am linken Havelufer liegt, steigt — was in der Mark eine große Seltenheit ist — das Gelände zwanzig bis dreißig Fuß über das Flußniveau und bietet den Bewohnern der weißen, aus dem dunklen Baumgrün hervorleuchtenden Villen einen herrlichen Blick über einen großen Teil der breitfließenden Havel und den Schwielowsee, zu dem sie sich am jenseitigen Ufer erweitert. Ver-

gnügdungsdamper, Segelboote, Laſtlähne ziehen vorüber, fern von den auf den ſhattigen Veranden ſitzenden Sommergäſten.

Heut, am letzten Sonntag ihres Aufenthalts, hatte Guſtav Rolberg ſeinen Beſuch angekündigt, da er wichtige geſchäftliche Angelegenheiten mit Frau Luise zu beſprechen hätte.

Auch Onkel Oſtar, wie allſonntags, war gekommen. Schon in aller Frühe, um fünf Uhr, hatte er mit ſeinem Segelboot Thule in Baumgart angelegt und war ſchnurſtracks an die Stelle gegangen, wo er zu angeln pflegte, bis die beiden Frauen aufſtanden.

Während er dort unbeweglich und mit bewunderungswürdiger Geduld ſaß, in der Hoffnung, hier in Baumgart endlich mal einen guten Fang zu machen, ging ſeine Schweſter bereits im Garten der Villa ſpazieren. Sie war heute beſonders zeitig herausgekommen zur Verwunderung der Frau Schubert.

Frau Schubert, die redſelige Haushälterin der Villa Quisſiana, knüpfte neugierig ſofort ein Geſpräch an, indem ſie aus dem wolkenloſen Himmel das ſchönſte Sonntagswetter prophezeite.

„Und iſt es denn wahr? Frau Rolberg? wollen Sie wirklich ſchon wieder nach Berlin zurück? Aber die Luft hier und die ſchöne Zeit haben

doch die Frau Tochter so jut jetan! . . . Bedenten Se man bloß, wie se herkam, Gottesdoch, die war ja zum Umpusten! 'n Vaterunser konnt' man die durch de Baden blasen. Wissen Se, was ich jeglaubt habe? ich hab' jeglaubt, se hätt's auf der Lunge. Wie se herkam, hab' ich so bei mir jedacht: Du meine Güte, det arme junge Frauchen wird's woll nich mehr lange machen . . . Na, und nu sieht se wieder aus wie's Leben.“

Frau Schubert, in der Erwartung, endlich etwas Genaueres über die schöne, interessante, junge Witwe zu erfahren, von der man so vieles munkelte und nichts Gewisses wußte in Baumgart, kam ganz dicht an Frau Rolberg heran und fragte in dumm-vertraulichem Tone:

„Is es wahr, daß sie nach dem Unglück Gift jenommen und sich die Pulsadern aufjeschnitten hat?“

„Albernes Gerede!“ Unwillig wandte sich Frau Rolberg zum Gehen. Doch die andere mit einem großen Schritte war gleich wieder neben ihr: „Na, ich trag's nich unter die Leute.“ Dann, mit einem verschmitzten Lächeln, fügte sie hinzu: „Übrigens, ich wüßt 'n Mittel für die junge Frau. Haha, die sollt' mir schon wieder verjñügt werden, quiettsch-verjñügt wie so 'n junger Elsböhmer. Soll ich's Jhn' sagen, das Mittel?“

Sie entfernte sich einige Schritte von der Veranda, unter der sie beide standen, schaute einen Augenblick hinauf nach den geschlossenen Jalousien von Irmas Schlafzimmer und flüsterte geheimnisvoll: „'n Jöhr müßt' se kriegen! . . . Na, ich mein' ja in allen Ehren! . . . Nu, se wird doch nich ins Kloster gehen! . . . Sie wird doch schließlich wieder mal heiraten . . . etwa nich?“

„Lassen wir das, Frau Schubert!“

„Nu, jnädige Frau, nu passen Se doch mal Achtung! Im Vertrauen: wir zwei, wir wissen doch Bescheid in der Welt . . . So 'n junges Frauchen, natürlich, die meint, nu wär' mit einem Male alles aus . . ., hält's am Ende gar für 'ne Sünde, den lieben Himmel noch anzugucken, jeschweige denn 'ne lebendige Mannsperson. Nee, nee, so was müssen Sie ihr jehörig ausreden . . . sehen Se, wie mein erster Mann jestorben is, da hab' ich auch so jedacht, jekt is ejiptische Finsternis in die Welt. Und 's war auch ejiptische Finsternis um mich jewesen, ich hab' den ganzen Dag jehault und uff'm Kirchhof rumjehockt . . . 'n Jammer war's. Aber schließlich is mich die Flennerie und die ewige Beterei zu dumm jeworden. Und weil nu mal unsereins 'n armes Luder is und von's Trauern nich leben kann, bin ich hübsch nach Hause jegangen und hab' jearbeitet . . . aber feste! daß mir Hören und Sehen verjing,

so hab' ich jeschuftet. Und eines schönen Tags hab' ich mir dann wieder verheiratet. Na und dann hab' ich von meinem zweiten Mann den Jungen jekriegt, den Otto . . .“

Hier drehte sich Frau Schubert um und rief die Böschung hinab dem Flusse zu: „Otto! . . . wo steckste denn wieder? . . . he, Otto! Otto!“

Aber es erfolgte keine Antwort.

„Er sucht jewiß wieder Rejenwürmer für den Herrn Bruder.“ Sie deutete mit der Hand aufs Ufer, wo hinter dem Schilf der breite Rücken des angelnden Siewert sichtbar wurde. Dann fuhr sie fort.

„Wenn ich nu zürücdenke, so frag' ich mir, ob's nich am Ende janz jut war so wie alles jekommen is, denn seine Muden hat er schon jehabt, mein Erster . . . au weih, aber nich zu knapp.“

Das Schicksal der Geschwägigen begann die Witwe zu interessieren.

„Also Sie leben glücklich in Ihrer zweiten Ehe?“

„Glücklich . . . du lieber Gott, wie man's nimmt. Wir haben, was wir brauchen, aber wir brauchen auch, was wir haben . . . Was heißt überhaupt j Glückliche Ehe? Bei Lichte betrachtet ist das man so 'ne Redensart. Die Hauptsache ist die Jesundheit, alles andere is Mumpiß. Und die Jesundheit für unsereins is och man Mumpiß, weil sie bloß

dazu da is, daß man sich se ruiniert durch det ville Arbeiten . . . na, aber ich will nich klagen. Mein Jeshiger, der säuft wenigstens nich, und das is schon ein sehr scheener Charakterzug von ihm.“

Luiſe lächelte. „Und der Verſtorbene? haben Sie den auch gern gehabt?“

„O ja! das könn' Sie schon daran ſehn, daß ich ihm aus Pietät extra hab' Meſſingbeſchläge an'n Sarg machen laſſen und daß ich ihm de volle Schnapspulle mit reinjelegt habe . . . Otto! he, Otto! . . . nee, wo bloß der Junge wieder bleibt?“

Ihre Heiterkeit zu verbergen, zeigte Frau Kolberg mit der Hand ablenkend auf den Angler: „Das ſechſtemal, daß mein Bruder hier ſein Glück verſucht. Ich glaube, es ſind gar keine Fiſche drin im See?“

„Na und ob! . . . haben Sie Ahnung! Da ſind ſolche Hechte drin und Schleien und Plöſchen!“

Es war wohl eine Übertreibung, wenn Frau Schubert meterbreit die Arme auseinanderſpannte, um eine Idee von der Größe der Fiſche des Sees zu geben.

Luiſe nahm ihr die Aufſchneiderei nicht übel, nickte ihr einen freundlichen Gruß zu und trat den Weg hinunter zur Landungsbrücke an, wo ihr Schwager Guſtav gegen ſieben Uhr mit dem Dampfer von Potsdam ankommen ſollte. Es war

zwar noch eine Stunde Zeit bis zum Eintreffen des Schiffes, aber eine gewisse Ungeduld trieb sie schon jetzt zur Dampferstation.

Frau Schubert begann eifrig mit Besen und Rechen den Riesgang des Gartens zu bearbeiten.

Nach einigen Minuten kam Otto. Er war ein kleiner Kerl von etwa acht Jahren mit hübschen, leuchtenden, aber ein wenig verschmutzten Augen in dem leeren, immer beschmutzten, immer zerschundenen Gassenjüngengesicht. Leicht wie auf Federn sprang er barhäuptig und barfüßig herbei, indem er triumphierend eine alte, rostige Konservenbüchse in der Hand hielt: „Hach, Mutta, sieh mal! . . . sieh bloß den Haufen Rejenwürmer! und so große Dinger mitten mang . . . oah—h—h!“

Frau Schubert tat einen Blick in die Büchse: „Ich möcht' bloß wissen, was der mit die ganzen Pieräser* macht?“

„Alle Dogenblide püdt er sich 'n neuen uff'n Haken!“

„Laß du dir se man orntlich bezahlen, Otto!“

„Du, Mutta, vorhin, da zudt's mit eenmal mächtig an die Angel. Da schreit er: „Otto, schnell, schnell, ein Hecht!“ Und nu treedt** er und treedt an die Angel, und wie er se glücklich raushat aus'm

* Märktischer Dialekt für Segenwürmer.

** = zieht.

Wasser, weekte, wat 't is? 'n ollen Schifferhut hat er jefangen!“

Solches erzählend, lachte Otto laut auf und tanzte, die Büchse mit den Regenwürmern hochhaltend, grimassierend einen Freudentanz um die Mutter herum.

„Pst, halt's Maul!“ warnte Frau Schubert und zeigte auf Siewert, der joeben die Böschung heraufkam: „lachen kannst, aber innerlich. Wenn die Berliner erst mal dahinterkommen, daß seit die dämliche Dampferfahreie so jut wie keene Fische mehr drin sind im See, kannst zusehen, an wen du deine Regenwürmer verfloppst! Affe!“

„Schubert Otto . . . Junge, dein Geschäft blüht! Ich bin schon wieder fertig mit meinen Rößern,“ rief Frau Rolbergs Bruder schon von weitem.

In Schäftenstiefeln, Pluderhosen, kurzer Zoppe und Schirmmütze, mit der einen Hand die lange Angelrute, mit der andern eine kleine Tabakpfeife haltend, stapfte er gemütlich, breitbeinig den steilen Uferweg herauf, um oben angelangt, sich pustend den Schweiß von der Stirn zu wischen.

„Hier sind frische Würmer, Herr Siewert.“

„Bravo, Otto! Da hast du deinen Groschen.“

Der kleine Schubert zog eilig die dargebotene Konservenbüchse wieder zurück.

„Is nich . . ., die kosten fußzehn Fenniche!“

„Bist woll 'n bißlen däsigg, Junge?“

„'s sind 62 Stück, sogar 'n halber drüber.“

„Und wenn ich dir nicht mehr gebe als einen Groschen?“ fragte Siewert mit einem blinzelnden Seitenblick auf die Schubert, die mit ihrem Sprößling sehr zufrieden schien.

„Nischt zu woll'n, Herr Siewert!“

„Na, da nimm, du kleiner Finanzfilu
Übrigens, Otto, ich hab' den schrecklichen Verdacht, in eurem Tümpel sind gar keine Fische drin?“

Rasch an Stelle des Sohnes antwortete die Schubert: „Na und ob, Herr Siewert, . . . haben Sie Ahnung! da sind solche Hechte drin! und Schleien und Plögen!“

Sie versuchte diesmal die Arme womöglich noch um einige Zentimeter weiter auseinanderzudehnen.

„Sie fangens bloß nicht richtig an,“ belehrte ihn Otto, indem er die Nickelmünzen in die Hosentasche versenkte. „Sie picken ja de Würmer immer verkehrt uf'n Haken. Der Kopp muß vorne sein.“

„Wenn man nur wüßte, wo so ein Vieß den Kopf hat, mein Jungen! er sieht ja hinten und vorn verteußelt gleich aus.“

„Na, Herr Siewert, Sie lesen, eh' Sie 'n aufpicken, den Wurm einfach uf die Erde; und wo er nu hinkriecht, da is der Kopp.“

„Aha!“

„Und het andere is der Schwanz.“

„Kann ich mir lebhaft denken! . . . Da werd' ich heut nachmittag mein Heil noch einmal versuchen.“

Pfeifend hopste Otto davon: „Phuit! Fufzehn Fenniche . . . fufzehn Fenniche!“

Frau Schubert folgte ihm eiligst, aus Furcht, er möchte das Geld gleich beim Bäcker drüben in Ziehzucker und Lakrije vernaschen. Man hörte ihre Warnungen noch, als sie bereits hinter dem Hause verschwunden war.

Siewert ging und barg die Büchse mit den Regenwürmern sorgfältig in einem dunklen Winkel unter der Holztreppe der Veranda.

In diesem Augenblicke wurde die Jalousie des Fensters neben der Veranda quietschend in die Höhe gezogen.

Irma in einem rosafarbenen Peignoir mit weiten Spitzenärmeln, welche die weißen, jetzt wieder vollen und schönen Arme bis an den Ellbogen sichtbar ließen, öffnete das Fenster. Sie atmete in tiefen Zügen die frische Morgenluft ein. So stand sie ein Weilchen, den leicht umhüllten Leib im Lichtbad der Sonnenstrahlen stehend und dehnend. Ein sanfter Lufzug, der vom See herüberkam, ließ einige Strähnen ihres gelichteten Blondhaars über ihr ernstes Gesicht wehen.

Siewert hatte sich dicht an die Hausmauer gedrückt, um nicht gesehen zu werden. Als sie nun langsam wieder ins Zimmer zurücktrat, nahm er ein Rieselsteinchen und warf es an die Scheiben. Irma kam wieder zum Vorschein, beugte sich über die Brüstung und lugte nach rechts und nach links hinaus. Eben, da sie sich wieder entfernen wollte, trat er unter dem Fenster Sims hervor:

„Morgen, Irma!“

„Ah, du bist es, Onkel?“

„Faulpelz!“

Sie sagte ihm, daß die Mutter sie die Zeit habe verschlafen lassen, obwohl es verabredet gewesen wäre, daß sie beide zusammen zur Dampferstation gehen sollten.

Siewert fand, daß Irma glänzend aussähe. Die junge Frau antwortete mit einer müd abwehrenden Handbewegung.

„Wenn es dir angenehm ist, das Gegenteil zu hören,“ scherzte er, „so stelle ich, ohne mit der Wimper zu zucken, die freche Behauptung auf, daß du mordsmäßig garstig aussehst . . . Da zum Beispiel die Falte um den Mund jekt, die gefällt mir gar nicht.“

„O, wenn du genauer zusiehst, wirst du noch andere Schönheitsfehler entdecken . . . graue Haare!“ Sie deutete mit resigniertem Lächeln auf ihre linke Schläfe.

„Allewetter! Da hast du dich wohl mit der Lupe im Spiegel betrachtet? . . . ein gutes Zeichen!“

„Wieso ein gutes Zeichen?“

„Eitelkeit! Und Eitelkeit ist Wiederanfang der Liebe zum Leben . . .“

Einige Minuten darauf kam Irma auf die Veranda hinaus, um dort ihren Morgentaffee zu trinken. Sie hatte in überraschend kurzer Zeit Toilette gemacht und trug jetzt Trauerkleidung.

Siewert, der ihr Gesellschaft leistete, mußte so ziemlich allein die Kosten der Unterhaltung tragen, da sie wie gewöhnlich nur kurze, einsilbige Antworten gab auf alle Fragen. Er suchte sie vergebens aufzuheitern, indem er launig sein Angelabenteuer mit dem Schifferhut zum besten gab. Sie entschuldigte ihre Zerstreuung und Unaufmerksamkeit damit, daß ihre Gedanken ganz wo anders wären: sie habe nämlich heute nacht wieder einen Traum gehabt, der sie nicht loslasse.

„Na was denn, Irmenen? was hat dir denn geträumt?“ fragte er und streichelte freundlich ihre Hand.

„Mir träumte,“ sagte sie leise, „ich ging drüben im Wald spazieren, wo die alten Föhren stehen. Es dunkelte bereits und ich erschrak hin und wieder vor einem Wachholderstrauch, der unter den mächtigen Stämmen auftauchte wie ein Mensch. Plöz-

lich bewegt sich so ein Strauch und kommt auf mich zu. Mich packt eine namenlose Angst. Ich will laut aufschreien, kann aber nicht. Die Kehle ist mir wie zugeschnürt . . . Da bemerkte ich, daß dieser Mensch, den ich für einen Strolch gehalten habe, kein Feind ist, sondern ein Freund. Walter ist's! Obwohl ich weiß, daß Walter tot ist, finde ich es ganz selbstverständlich, daß wir nebeneinander hergehen, harmlos mitsammen plaudern über die gleichgültigsten Dinge. Auf einmal sagt Walter: „Du, Irma, ich muß jetzt ins Dorf hinunter mich rasieren lassen. Willst du mich begleiten? es ist ein so unangenehmes Gefühl, mit den Bartstoppeln im Gesicht herumzulaufen.“ — Ich begleite ihn. Aber auf einmal ist es nicht mehr Walter, an dessen Seite ich gehe, sondern der Kapitän von Hartmann . . .“

„Kapitän von Hartmann?“ unterbrach Siewert schmunzelnd, „günstiges Zeichen! . . . sehr günstiges Zeichen!“

„Was willst du damit sagen?“ fragte sie befremdet. „Ich verstehe dich nicht.“

„Na, ich meine bloß so,“ suchte er auszuweichen. . . . „Na und weiter?“

Irma zögerte argwöhnisch. Dann, durch des Onkels treuherzige Miene wieder beruhigt, erzählte sie weiter: „Ist es nicht seltsam, wie in diesem

Traum sich Tod und Leben vermengen? Walter ist tot und doch wieder nicht, er ist gestorben und lebt, ohne daß ich mich im geringsten darüber wundere. Dieser Traum verfolgt mich hartnäckig; er wiederholt sich mit gewissen Veränderungen nun schon, ich weiß nicht zum wievielten Male.“

„Jaja, mein Irmenen, man träumt oft ver-teufelt krause Dinge.“

„Am Ende . . .“ — Sie schien ihm vertraulich etwas mitteilen zu wollen, zögerte aber in sichtlicher Befangenheit, es auszusprechen.

„Na, Irmenen,“ ermunterte er, „nur Mut! Ich bin doch kein Waschweib, ich sag's nicht weiter!“

„Die Träume, wollte ich sagen, sind am Ende nicht gar so bedeutungslos, wie manche glauben . . .“

„Nanu? willst du vielleicht zu 'ner Kartenlegerin gehn?“

„Ich lese nämlich grade ein Buch über Spiritismus . . .“

„Schmeiß' es in den Ofen, Mädel!“

„Früher hab' ich ja auch über so was gelächelt, aber . . . es gibt eben Dinge, denen man mit dem Verstande nicht beikommt; es gibt Dinge, die mit dem Gefühl begriffen werden wollen.“

„Also der Magie hast du dich ergeben?“ — Er drohte lächelnd mit dem Finger, schüttelte dann aber, ernst mißbilligend, den Kopf: „Weiblein,

Weiblein! was machst du für wilde Sachen! . . . bist mir arg auf den Holzweg geraten. Wart', ich werd' dich ins Gebet nehmen; sollst mir schon wieder zur Raison kommen!"

Doch unbeirrt, den Blick visionär ins Weite gerichtet, entgegnete sie: „Es wär' mir ein unendliches Glück, zu wissen, daß Walters Geist mich umschwebt. Wenn er sich mir ein einziges Mal nur in wachem Zustande verkündete wie schon so oft im Traum, dann wär' ich fähig, mich mit meinem Schicksal auszusöhnen.“

„Treib' mir nicht solche Faren, Mädel!“ rief Siwert, jetzt wirklich unwillig. „Es fehlt bloß noch, daß du einem Schwindelmedium in die Hände gerätst mit Blumenapporten und Geigentönen im Unterrode!“

„Du magst spotten oder nicht, Onkel: jedesmal, wenn ich so mit rechter Inbrunst, mit aller Kraft meiner Seele die Gedanken auf Walter konzentriere, dann . . . dann kommt ein stiller Friede über mich. Mir ist, als ob Walters Hand wie lieblosend mir über die Stirn glitte und sein Mund mir Worte des Trostes zuflüsterte . . . Siehst du, darum unterhalte ich ja auch einen so regen Briefwechsel mit seinen Verwandten und seinem Freunde Hartmann. Ich lasse mir alles mitteilen bis zu der Zeit, wo wir uns kennen lernten. Ich lese es immer und

immer wieder durch, denn um mit der Seele eines Verstorbenen so im Kontakt zu sein, daß sie sich einem materialisieren, daß sie vor unseren Augen Fleisch und Blut werden und zu uns reden kann aus dem Jenseits, muß man in der Lage sein, ihr ganzes Erdbendasein jederzeit zu durchleben.“

Jetzt wurde Onkel Oskar die Geschichte zu bunt.

„So ein verdammter Quatsch!“ rief er und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten.

Irma sah ihn groß an. Der derbe Ausdruck, der brüste Ton verblüfften sie: „Lieber Onkel, wenn dich das Thema etwa langweilen sollte . . .?“

„Langweilen — das ließ ich mir noch gefallen. Nein, es wurmt mich, es macht mich wütend, solch dummes Zeug zu hören . . . noch dazu von einer leidlich gescheiten Person! . . . Ist das etwa das Resultat deiner Korrespondenzen? . . . Dem Hartmann hätte ich mehr Verstand zugetraut . . . Könnte seine Zeit wahrhaftig besser bei dir nützen, als solchen spiritistisch-mystischen Rummelmuddel sich von dir vorjammern zu lassen! Hat er etwa bloß dazu auf einmal hier in der Nähe einen Vetter entdeckt? Ich freue mich gewiß darüber, wenn er öfters von seinen Jagdpartien beim Oberförster drüben einen Abstecher zu dir her macht aber . . .“

Die junge Witwe runzelte die Stirn und fixierte den Sprecher scharf, der seinen bekannten freundlich ironisierenden Ton wiedergefunden hatte. Doch Siwert ließ sich nicht stören. Im Gegenteil, er ging jetzt ohne alle Umschweife auf sein Ziel los.

„Ich freue mich, wie gesagt, über Hartmanns Besuche, aber er soll sich nicht in deine Gunst einschmeicheln durch eine Hintertür in der vierten Dimension.“

„Das Wort Gunst,“ entgegnete sie kühl, „scheint mir sehr deplaciert, lieber Onkel!“

Er erwiderte nichts, blinzelte sie nur von der Seite an mit dem bedeutsamen Lächeln des Besserwissenden.

Das brachte sie, die sich bisher mühsam beherrscht hatte, in den Harnisch.

„Ich verbitte mir, daß du unsere reine Freundschaft verdächtigst!“ brauste sie auf.

„Hui, hui! Friß mich nur nicht, Irmeken! Wer verdächtigst euch denn? Ich? . . . wenn ich Menschliches menschlich finde? Bloß der Hokus-pokus drum herum, der gefällt mir nicht. Hartmann interessiert sich für dich — gut! Du interessierst dich für ihn — gut! So laßt die dummen Faxen! reicht euch die Hände, gebt euch einen Ruß und . . .“

Er kam nicht zu Ende mit dem Satz.

Irma war von ihrem Sessel emporgeschneilt. Mit zuckenden Lippen, mit zitternden Händen stand sie da: „Das ist unerhört, Onkel! Das ist empörend! Gerade von dir hätte ich mehr Menschenkenntnis, mehr Verständnis erwartet. Hartmann hat ebenso wenig wie ich jemals daran gedacht, daß die Art unserer Beziehung mißdeutet oder gar verdächtigt werden könnte. Ich schwöre dir, bei allem, was mir heilig ist . . .“

„Pst, da kommt jemand!“ — Siewert deutete mit einer Kopfbewegung nach links, wo an der Buchsbaumhecke entlang, die den Garten umsäumte, der Kapitän im Jagdanzug, die Flinte auf dem Rücken und den spitzen Jagdstock in der Hand, auf die Villa Quisisana zukam.

„Guten Morgen, meine Herrschaften!“ rief er, die Verandatreppe hinaufeilend.

Siewert streckte ihm die Hand entgegen: „Holla, Weidmanns Heil!“

Der Kapitän küßte Irma beide Hände: „Sie wundern sich gewiß, gnädige Frau, daß ich schon wieder da bin . . . diesmal aber ist's tatsächlich der pure Zufall. Ich wollte nach dem Runzendorfer Forst hinüber und habe mich verlaufen.“

„Pech!“ versetzte trocken Onkel Oskar und sah die Nichte lächelnd an.

Eine große Befangenheit hatte sich der jungen Frau bei dem plötzlichen Erscheinen des Kapitäns bemächtigt. Sein Besuch, sonst herzlich willkommen, brachte sie diesmal in die größte Verlegenheit. Zum Glück schien er sich nicht aufhalten zu wollen, denn er fragte, ob der Boy der Villa Quisfana ihn mit dem Rahn über den Fluß setzen würde.

Irma kam diesem Wunsche lebhaft entgegen und rief sofort nach dem kleinen Otto, der, in der Aussicht, sich wieder ein Trinkgeld zu verdienen, rasch die Böschung hinablief und das Boot flottmachte.

„Nun,“ meinte Hartmann lächelnd, „gar so eilig wie der hab ich's nicht . . . Wenn ich mich zuvor ein Viertelftündchen verpuften darf . . .?“ — Er setzte sich als guter Bekannter, ohne die selbstverständliche Erlaubnis erst abzuwarten.

Peinliches Schweigen entstand.

Da endlich nahm Irma das Wort: „Herr Kapitän,“ sagte sie mit warmer aber beklommener Stimme, „wir zwei sind Freunde . . . gute Bekannte, nicht wahr? Darum soll kein Mißverständnis bestehen . . . nicht zwischen uns und nicht über uns . . .“

Giewert erhob sich schnell: „Pardon, ich will nicht stören.“

„Bleib, Onkel!“ rief Irma, „ich lege Wert darauf, daß du uns hörst! — — — Ihre Besuche,

lieber Kapitän, geben nämlich Veranlassung zu einer höchst merkwürdigen Beurteilung unserer Beziehungen. Ihre Besuche waren mir ein Trost im Unglück, und dennoch muß ich Sie bitten, nicht wiederzukommen.“

„Bist du bei Troste, Irma?“ plakte Siewert heraus. „Was soll der Kapitän davon denken?“

Hartmann war aufgestanden. Er war sehr blaß geworden. Seine Stimme hatte einen heiseren Klang, als er mit förmlicher Verbeugung erwiderte: „Ich werde Ihre Wünsche zu respektieren wissen, gnädige Frau.“

„Es werden uns beiden nämlich durch dritte Personen Motive untergeschoben, die das mir teure Andenken an unseren Toten beleidigen . . .“

„Sie weiß nicht, was sie tut, Herr von Hartmann,“ fiel ihr Siewert ins Wort. „Sie ist nervös! Tragen Sie ihr, bitte, diese pathetischen Redensarten nicht nach!“

Der Offizier drückte Siewert die dargebotene Hand. Daß ihm Irma ebenfalls die Rechte hinhielt, schien er zu übersehen. Er machte eine gemessene Verbeugung vor ihr und ging mit raschen Schritten zum Fluß hinunter.

„Das hast du sauber gemacht!“ sagte Siewert mit trockenem Sarkasmus zu Irma.

„Ich liebe eben klare Situationen!“ antwortete sie trozig.

„Aha! Darum schmeißt du deine Freunde raus?“

„Nun habe ich dir hoffentlich den Beweis geliefert, daß ich nicht in ihn verliebt bin!“

„Großartige Logik das! Mir scheint vielmehr, dir selber hast du beweisen wollen, daß du nicht in ihn verliebt bist.“

„Du Seelenkenner! Hahaha, da lach' ich bloß.“
— Und sie lachte so laut, so gellend, daß eine Amsel, die die Ruhe der Villa Quisisana zähm und dreißt gemacht hatte, und die immer, wenn Irma auf der Veranda frühstückte, einige Semmelbroden zu stehlen kam, mit ängstlichem Flügelschlage erschreckt davonflatterte.

*

Mit Gustav Rolberg war unerwartet auch Tante Christine auf einen Tagesbesuch aus Berlin gekommen. Siwert war ihnen auf halbem Wege entgegengegangen. Er, den nie etwas sonderlich überraschte, wunderte sich nicht weiter über das Eintreffen der alten Dame, bot ihr einfach den Arm und machte die Kurzsichtige auf die vielen Steine der holprigen Dorfstraße aufmerksam.

Die beiden andern, Luise und Gustav, gingen in lebhaftem, leisen Gespräch voraus.

„Merken Sie was, Oskar Siewert?“ fragte Christine, indem sie auf das Paar vor ihnen deutete.

„Ich merke,“ erwiderte er lakonisch.

„Und was sagen Sie dazu?“

„Die Liebe der alten Leute! Mögen die Götter alles zum besten wenden.“

„Ich glaubte schon, seit dem Unglück mit Walter hätte sie's aufgegeben.“

„Ich nicht.“

„Und was wird Irma dazu sagen?“

„Ja und Amen, wenn sie vernünftig ist.“

„Und wenn sie unvernünftig ist?“

„Nein und Amen!“

„Siewert, Sie sind ein schrecklicher Mensch! . . . Immer sind Sie ein schrecklicher Mensch gewesen. Nun komme ich alte Person extra hierher, um mich mit Ihnen einmal ordentlich über die Sache auszusprechen . . .; es ist einem doch nicht gleichgültig! es geht einem doch auch was an! . . . Komme also, um mich mit Ihnen auszusprechen und Sie geben keine Antwort!“

„Doch, Tante Christine; ich gebe bloß kurze Antworten. Das ist sehr höflich; desto besser können Sie sich aussprechen.“

„Daß die Luise nochmal ans Heiraten denkt . . .“

„Lauf der Welt, Tante Christine.“

„Mag sein. Ich werd' ihn ja nicht ändern auf meine alten Tage, den Lauf der Welt. Aber, wenn sich die Tochter mit ihr darüber entzweit? Man sollte Luise auf diese Möglichkeit aufmerksam machen.“

„Achtung, Tante Christine! Sehen Sie, jetzt wären Sie bald gefallen. Das kommt davon, wenn man zuviel auf andere und zu wenig auf sich selbst achtet.“

„Also gut, also gut! Wenn Sie mich nicht für voll nehmen, so reden wir nicht mehr davon. Vielleicht bin ich schon so eine alte Mumie, daß man sich mit mir über ernste Dinge nicht mehr unterhalten kann. Vielleicht bin ich bloß noch gut zum Einbalsamieren!“ — Sie sucht ihm verdrießlich ihren Arm zu entziehen.

Siewert aber gab sie nicht frei: „Erstens, liebe Tante Christine, sind Sie keine Mumie; zweitens kann man sich mit einer Mumie weder über ernste noch über heitere Dinge unterhalten und drittens ist eine Mumie bereits einbalsamiert und braucht es nicht erst zu werden. Um aber auf unseren Hammel zurückzukommen — die Sache liegt so: Der Gustav Rolberg und die Luise sind einig, sehr einig. Da, eben wie sie um die Ecke bogen, hat er ihr einen Kuß gegeben. Haben Sie gehört, daß sie

geschrien hat? Ich auch nicht. Also sie sind einig, und werden über kurz oder lang mit oder ohne Jrmas Erlaubnis in den heiligen Stand der Ehe treten. Wohl bekomms! ich wünsch' ihnen alles Gute! Wir Menschen krabbeln hier auf Erden herum, alle ohne Ausnahme bemüht, so viel Glück zu erhaschen als möglich. Eines schönen Tages ist's vorbei mit dem Krabbeln: wir wünschen nichts mehr, hoffen nichts mehr, fürchten nichts mehr, werden eingesargt, verscharrt, mehr oder minder heftig betrauert, mehr oder minder schnell vergessen. Gut, das ist in der Ordnung so, unabänderlich, urvernünftig, wiewohl es manchen urblöb erscheint . . . Achtung, Steine! Sie werden gleich wieder stolpern. Also, ich meine, wenn das junge Pärchen da vor uns das bißchen Zeit, was ihnen noch bleibt, lieber in Gesellschaft miteinander krabbeln will, als jeder für sich allein, so . . .“

„Aber Jрма wird es nun und nimmermehr begreifen . . .“

„Aha, da haben wir's! Da liegt der Hase im Pfeffer: Aller Streit, aller Haber in der Welt kommt bloß davon, daß die Menschen einander nicht begreifen wollen oder können. An dem Erbübel leidet auch unser gutes Jrmchen. Die ist nicht mal imstande, sich selber zu verstehen. Sie hat mir da eben eine Sache gemacht — — einfach hane-

büchen! Hören Sie mal zu!“ Und Siewert, der ganz gegen seine Gewohnheit berecht und eifrig geworden war, erzählte von Irmas Rencontre mit Hartmann.

Man war inzwischen an der Villa Quisfana angelangt. Irma kam den Gästen einige Schritte entgegen, bemüht, ihre noch nachzitternde Bewegung von vorhin zu verbergen. Sie duldete sogar den Ruß Gustav Rolbergs, gegen den sie noch immer einiges Mißtrauen hegte, obwohl sie überzeugt war, daß er alle Hoffnungen, die Mutter zu heiraten, aufgegeben hatte.

Frau Rolberg suchte das ihrige zu tun, um etwa noch vorhandene Gegensätze auszugleichen: „Denk dir, Irma, was Onkel Gustav erzählt. Die Fabrik geht so glänzend, daß Unterhandlungen in der Schwebe sind, sie in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln. Ein Konsortium hat sich gebildet mit einem Grundkapital von zwei Millionen Mark. Wenn wir unseren Anteil verkaufen, bekommen wir jede rund und bar fünfmalhunderttausend Mark heraus . . . alles Gustavs Werk! was sagst du dazu?“

Der also Gelobte suchte bescheiden seine Verdienste auf das richtige Maß zurückzuführen, während Frau Rolberg auf der Veranda eine Anzahl Pakete mit Lebensmitteln, Delikatessen, Lederbissen öffnete, die Gustav aus Berlin mitgebracht

hatte. Ein Pfund Lindtschokolade war dabei, extra für Irma bestimmt.

Ja, und was die Hauptsache wäre, meinte Frau Kolberg; da man doch einmal beschlossen hätte, zum Herbst fortzuziehen von der Bülowstraße, so hätte in seiner Liebenswürdigkeit der Onkel Gustav sich nach einer passenden Wohnung umgesehen, einer sehr netten Villa in Steglitz.

„Eine ganze Villa?“ fragte Irma erstaunt.

„Gott, sie ist ja nicht so groß,“ erklärte Gustav; „nur neun Zimmer im ganzen, vier Zimmer für dich im ersten Stock und fünf im Parterre für deine Mutter.“

Irma stutzte. Was ihm denn einfiel? Wozu sie, die beiden alleinstehenden Frauen, so viele Räumlichkeiten brauchten? Es sei doch überhaupt immer nur von einer gemeinsamen Wohnung die Rede gewesen und nicht von zwei getrennten Quartieren!

Hier sahen Gustav und Luise sich verlegen an, während Irma beide mit einem langen Blicke maß.

„Jetzt hat sie sich verplappert!“ raunte Siewert der alten Christine ins Ohr, indem er sich nachdenklich den Kopf kratzte.

„Wir haben doch nun einmal jede unsere schöne Einrichtung,“ sagte Frau Kolberg. „Wie sollen wir die anders unterbringen, mein Kind?“

„Eben! Du wirst doch deine schönen neuen Möbel kaum verkaufen wollen, Irma?“ setundierte schnell Gustav.

„Aber du, Mama, sprachst einmal davon, daß du deine Möbel verkaufen wolltest.“

„Ich? . . . ja, ganz recht . . .; ich würde mir aber natürlich neue anschaffen.“

„So so . . ., du würdest dir neue anschaffen? Du scheinst sehr unternehmungslustig, liebe Mama!“

Irma sagte das mit schneidender Ironie, sehr ruhig, sehr langsam; mit der Sicherheit eines seines Zieles sich gewissen Schützen schleuderte sie ihr kampfbereit die spizen Worte ins Gesicht.

„Jetzt geht's los,“ dachte Siewert, und obwohl nicht ohne Besorgnis um das was nun kommen würde, rief er doch humorig: „Hört mal, Herrschaften: eine Frau auf der Wohnungssuche ist schon ein Malheur, aber gar zwei Frauen auf der Wohnungssuche, das ist überhaupt eine gar nicht auszudenkende Katastrophe. Kommen Sie, Gustav, kommen Sie, Tante Christine; wir machen einen kleinen Spaziergang. Ich zeig euch beiden die historisch denkwürdige Stelle, wo ich vorhin mit dem Hecht gerungen habe.“

Und indem er Gustav unter den einen, Christine unter den andern Arm nahm, führte er die zaghaft Widerstrebenden nach dem See hinunter.

Mutter und Tochter standen sich eine Weile stumm gegenüber.

„Darf ich dich vielleicht um Aufklärung bitten?“ fragte Irma mit erzwungener Ruhe.

Frau Kolberg nickte bejahend. Sie zögerte ein wenig, sagte gewissermaßen erst dem inneren Ohre selbst die Worte vor, die sie erwidern wollte:

„Du weißt, was wir verabredet hatten, Irma. Die Angelegenheit sollte ruhen, bis das Trauerjahr vorüber wäre . . . Nun, es ist jetzt zwanzig Monate her, daß wir den seligen Papa, und über ein Jahr, daß wir den armen Walter begraben haben. Und darum, mein Kind . . .“

„Schon zwanzig Monate und noch immer Witwe!“ klang es beißend zurück.

Die andere zitterte: „Ich bin deine Mutter, Irma!“

„Es ist gut, daß du mich daran erinnerst, beinahe könnte ich es vergessen.“

„Mir scheint, du hast es bereits vergessen.“

„Deine eigene Schuld, Mutter! . . . wüßtest du, was in mir vorgeht . . .“

„Armes Kind, das Schicksal hat dich freilich hart angefaßt. Aber sag selbst: ist es nicht ein Unrecht, es mich entgelten zu lassen?“

„Wie wenig du mich verstehst, Mutter!“

„Ich verstehe dich allerdings nicht. Das mit Onkel Gustav ist dir doch nicht neu. Wir haben ja schon früher darüber gesprochen . . . vor Walters Tode. Damals schien dir der Gedanke nicht so entsetzlich. Man konnte wenigstens mit dir reden von der Sache, früher . . . aber jetzt . . .“

„Früher! hab ich überhaupt gedacht früher? Walters Tod hat mich ernster und tiefer gemacht . . . vielleicht auch strenger . . . Weil ich es selbst an mir so furchtbar erlebt habe, was es heißt, den Mann zu verlieren, will und will es mir nicht in den Sinn, daß die eigene Mutter — — — Sieh, manchmal ist mir, als wenn Vaters treue Augen sich plötzlich mit Haß füllten und in euch beide sich hineinbohrten durch das Grab hindurch. Und manchmal kommt es mir vor, als wäre sein Blick hilfesuchend auf mich gerichtet, als wollte er rufen: „Gib es nicht zu! gib es nicht zu, Irma!“ — Mutter, ich bitte dich inständig, laß ab davon! Bring mir das Opfer, bring es seinem Andenken, wenn's überhaupt ein Opfer ist.“

Frau Kolberg stand und rang nach Worten: „Mein Kind, damit du meinen Entschluß nicht . . . für eine flüchtige Laune hältst . . . — — du zwingst mich, es dir zu sagen: unsere Ehe war keine glückliche . . . wenigstens für mich nicht;

frag' Onkel Ostar; ihm hab ich's oft genug geklagt. Mein Leben war leer und freudlos an seiner Seite."

"An Vaters Seite?"

"Das mag dich wundern, denn dir hab' ich es sorgsam verborgen. Zudem war ich schon apathisch und mürbe geworden, als du groß genug warst, um zu merken, wie es mit uns stand."

Ein plötzlicher Verdacht tauchte in Irma auf: „Und Onkel Gustav? dem hast du wohl auch oft dein Leid geklagt? Als der Vater starb, da sah ich dich in Schmerz und Tränen, Mutter . . . du wirst es mir hoffentlich nicht verdenken, wenn ich jetzt weder den Schmerz noch die Tränen von damals für echt halte.“

„Darauf antworte ich dir mit deinen eigenen Worten: Wie wenig du mich doch verstehst! Nein wirklich, Irma, du verstehst nicht mich und nicht das Leben. Ich habe zwanzig Jahre mit dem Vater gelebt, wir sind zusammen alt geworden, wir haben miteinander unser Kind aufgezogen und, bei allem was uns trennte, wir haben doch so unendlich viel gemeinsame Sorgen und auch ein wenig Freude um deinetwillen gehabt . . . Und dann, man wird im Angesicht des Todes unwillkürlich mild und weich; alles Schlimme vergift sich für einige Zeit.“

„Du entwickelst heute eine mich bestrebende Redegabe! . . . ich finde, du hättest deine Worte nie so zur Verfügung wie gerade heute.“

„Was meinst du damit?“

„Nun, ich meine, du sprichst nicht ganz unvorbereitet. Was du da sagst, klingt vielleicht recht plausibel für — Unbeteiligte. Ich aber, — ich kann mir nicht helfen — ich werde den Verdacht nicht los, daß du lange vor Papas Tode mit dem Gedanken an . . . an erneute Flitterwochen gespielt hast, bis er dir zu einer Gewohnheit geworden ist, stärker als Mutterliebe und Vernunft.“

Frau Rolberg zitterte am ganzen Leibe. Endlich stieß sie hervor: „O du . . . du! . . . das war gemein!“

„Dein Gustav mindestens, ich wette, er hat während Vaters Krankheit schon den Tag herbeigesehnt, wo er sein Nachfolger werden könnte . . . Wenn Gedanken töten könnten, so wäre dein Herz erwählter ein Brudermörder.“

Frau Rolberg hob die Hand, wie um zum Schlag auszuholen, doch rasch ließ sie den Arm wieder sinken: „Jetzt ist das Maß voll! Meine Geduld ist zu Ende. Zu deiner Ehre will ich annehmen, daß du selbst nicht glaubst an deine wahnwitzigen Beschuldigungen. Eins aber merke dir: wenn du mich durch solche Mittel von meinem Vorhaben

abbringen wolltest, so hast du gerade den verkehrten Weg gewählt. Ich habe mich jetzt vor niemanden mehr zu rechtfertigen.“ — Sie warf sich in einen Stuhl und fing bitterlich an zu weinen.

Irma stand regungslos vor ihr. Widerstrebende Gefühle der Erbitterung und der Kindesliebe kämpften in ihr. Plötzlich beugte sie sich zu Luise hinab, hastig, bittend: „Mutter! sei gut . . ., hör mich an, Mutter.“

Die schüttelte heftig, ohne aufzusehen, den Kopf.

„Mutter . . .! Ich will im Unrecht sein . . . hier auf den Knien will ich abbitten, eine Lügnerin will ich mich nennen, eine Rasende, die im Wahnsinn Unverzeihliches, Unverantwortliches geredet hat . . . nur laß ab davon, Mutter! So hör doch, Mutter, du sollst nie wieder über mich zu klagen haben. Ich will so sanft und demütig sein, so voller Reue und Hingebung! . . . Wir sind ja doch auf einander angewiesen . . . durch Natur und Schicksal bestimmt für einander zu leben . . . Auch ihn — meinerwegen — bitte ich in Gedanken um Verzeihung, aber bring das Opfer . . . bring mir das Opfer, Mutter!“

Frau Kolberg erhob sich: „Es ist zu spät!“ sagte sie ruhig, tränenlos.

„Nein doch, Mutter! es ist ja noch alles gutzumachen!“

„Es ist zu spät jetzt, Irma . . . Nachgeben — ich könnte es nicht mehr, selbst wenn ich wollte. Das sähe ja so aus, als ob wir uns wirklich schuldig fühlten . . . Tun sie dir aufrichtig leid, deine häßlichen, deine ganz abscheulichen Worte, nun so beweis es in Zukunft durch dein Benehmen gegen uns.“

„Verlang, was du willst, Mutter, bloß versprich mir . . .“

„Du hast mich verhöhnt, du hast mich mißhandelt! es soll alles vergessen sein! Aber daran wirst du mich nicht hindern, weder im Bösen noch im Guten.“

„Ich hab dich erzürnt; du bist erregt. Wir wollen ein andermal davon sprechen, wenn du ruhiger bist . . .“

„Ich bin ruhig. Meine Antwort wird dieselbe sein morgen wie heute!“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Mein letztes Wort . . . in dieser Sache!“

„Du wirst es bereuen!“

„Wer weiß, wer mehr zu bereuen hat, ich oder du!“

Diese Antwort und noch mehr der Ton als der Inhalt ließ Irma keinen Zweifel, daß die Mutter ihren Heiratsplan verwirklichen würde, um jeden Preis.

„Schön,“ rief sie höhnisch, „so nimm ihn, der alten Geden, dir selbst zum Spott und zum Gelächter der Leute . . . Ich packe meine Sachen! Ich reise heute noch ab . . . das holde Schäferspiel kann beginnen!“ — Sie nahm das Paket Lindtschokolade, an dem sie schon eine ganze Weile nervös herumgefingert hatte: „Haha. Hier hab ich ja sein famoses Cadeau! Damit dachte dein Herr Verehrer mein Wohlwollen zu erkaufen! Hahaha, ein Pfund Lindtschokolade für meinen Segen!“

Sie nahm das Paket und warf es über die Brüstung der Veranda, so daß die Hülle zerplatzte und der Inhalt ringsum im Garten zerstreut lag.

Frau Rolberg sah Irma sprachlos nach, die unter höhnischem Lachen in der Villa verschwand; sie barg den Kopf in beiden Händen und weinte.

Gleich darauf kam pfeifend, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine hüpfend, Otto hinter dem Hause hervor; er hielt eine Gießkanne in der Hand und wollte damit zum Wasser hinunter. Er bemerkte die Schokoladenstücke, blieb stehen und sah sich erstaunt um. Da er niemanden, auch die durch die Verandabrüstung seinen Blicken entzogene Frau Rolberg nicht gewahrte, so kauerte er schnell nieder und stopfte sich gierig eine Handvoll Schokolade nach der andern in den Mund.

Da kamen Oskar, Gustav und Christine vom See zurück. Otto, der sich rasch noch die Hosentaschen füllte, nahm eiligst Reißaus.

„Nanu?“ rief Stewert, „was ist denn mit dem Jungen los . . . Otto! . . . he, Schubert Otto . . . Ach so, das war's? . . . Schokolade hat es geregnet? . . . ich dachte schon, der Bengel frisst Regenwürmer!“

Und sein breites, lautes, humoriges Lachen schallte hinter dem barfüßigen kleinen Flüchtling her.

Monate waren hingegangen.

Irma hatte keinerlei Notiz von der Wiederverheiratung der Mutter genommen. Um ja recht fern zu sein von dem Eheglück des „jungen Paares“, wie sie die beiden spöttisch nannte, um nichts von ihnen zu sehen noch zu hören, hatte sie in der Villenkolonie Niklassee bei Potsdam eine Wohnung gemietet. Hier lebte sie einsam und zurückgezogen. Hin und wieder kam Besuch aus Berlin. Hin und wieder auch, wenn die junge Witwe Besorgungen halber nach der Hauptstadt kam, sprach sie bei Siewert und Christine vor, nicht ohne sie vorher von ihrem Kommen verständigt zu haben, damit ja kein leidiger Zufall eine Begegnung mit Frau Rolberg herbeiführe.

Auf den Gemütszustand Irmas übte solche Einsamkeit keine günstige Wirkung. In guten Stunden der Selbsterkenntnis gestand sie sich wohl ein, daß sie nicht der Mensch wäre, auf alle Geselligkeit zu verzichten. Sie ertappte sich mit gelindem Schrecken auf allerlei Untugenden, die sie früher nicht besaß. Um die Langeweile zu töten, las sie am Tage ein, zwei Romane, die sie sich wahllos aus einer Berliner Leihbibliothek schiden ließ. Sie ärgerte sich oft

ohne allen Grund bald über ihre Köchin, bald über ihr Stubenmädchen und bildete sich ein, daß jede kleine Ungeschicklichkeit, jedes kleinste Versehen, jede Nichtbefolgung ihrer Anordnungen im Haushalte auf eine absichtliche Rantüne des Personals zurückzuführen sei. So trat ein häufiger Wechsel der Bedienung ein, die es nicht lange bei ihr aushielt. Das machte sie, die sich so schwer an neue Gesichter gewöhnen konnte, vollends nervös. Sie kam auf den Gedanken, sich eine Gesellschafterin ins Haus zu nehmen, um wenigstens einen Menschen um sich zu haben, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließe. Es dauerte aber nicht lange, so gab sie nach einigen mißglückten Versuchen diese Neuerung wieder auf.

Am härtesten kam sie der Verzicht auf die Freundschaft des Kapitäns an. Einen Vorwurf zwar konnte sie sich in dieser Hinsicht nicht machen. Nach ihrer felsenfesten Überzeugung hatte sie durchaus so handeln müssen, als sie gehandelt hatte, damals in der Villa Quisisana. Schuld an dem Zerwürfniß war allein nur Onkel Oskar gewesen und wer sonst noch etwa von den Verwandten ihre rein geistigen Beziehungen zu dem Jugendfreunde des armen Walter in einer Weise zu kommentieren gewagt hatte, die ihren Witwenschmerz aufs Tiefste beleidigen mußte. Aber wenn sie auch mit der Ver-

abschiedung Hartmanns dem dummen Gerede ein für allemal ein Ende gemacht zu haben glaubte, wenn sie sich auch oft und mit Stolz der Szene auf der Veranda erinnerte — die Kosten des Triumphes über die Lästerzungen hatte allein sie zu tragen.

Was Hartmann nur denken mochte von ihr? Ob er wohl auch die Gründe ihres Benehmens genügend zu würdigen wußte? War dies der Fall, so blieb ihr bloß eins unerklärlich, nämlich, daß er, wie sie nun doch einmal miteinander gestanden hatten, freundschaftlich und kameradschaftlich, es nicht der Mühe für wert gehalten hatte, trotz einiger Verstimmung ihr ein paar Zeilen zu schreiben, die ihr die erwünschte Gelegenheit, sich zu rechtfertigen, hätten geben können. Billigte er ihre Handlungsweise nicht, so sollte er doch immerhin Achtung davor haben.

War es nun Stolz, gekränktes Ehrgefühl oder Hochmut, daß er trotzdem kein Lebenszeichen von sich gab?

Am Ende gar weniger als alles das: Gleichgültigkeit?

Nun ja, du lieber Gott, warum sollte grade er anders sein, als die meisten andern Menschen? Altes Sprichwort das: Aus den Augen, aus dem Sinn!

Anfangs hatte er eben ein wenig Mitleid gehabt mit ihrem Unglück. Dann waren ihm die Besuche bei ihr so ein bißchen zur Gewohnheit geworden, und die Gewohnheit war allmählich zu Langerweile abgeflaut.

Wer weiß — wenn sie ihn nicht fortgeschickt hätte — über kurz oder lang wäre er von selbst fortgeblieben. Darum, bei Lichte betrachtet, was lag an seinem Verlust? Ein grausames Geschick hatte ihr den Mann entrissen, ein widriges Geschick hatte sie mit der Mutter für immer entzweit, ein gütiges Geschick hatte ihr den Freund genommen, noch ehe sie an ihm eine herbe Enttäuschung zu erleben brauchte.

So blieb ihr wenigstens die Möglichkeit, an die Echtheit dieser Freundschaft zu glauben, wenn sie überhaupt an Menschen noch zu glauben mitunter die Schwäche überkam.

Nein — nein — nein! nur nicht sentimental sein! Nicht denken und nicht grübeln. Sie war zu ernst, zu tief, zu innerlich. Das war ihr Fehler, daher rührte all ihre Qual.

Der Doktor hatte gesagt, sie sollte reisen, andere Leute sehen, andere Länder; neue Eindrücke empfangen, die alten vergessen.

Zuerst hatte sie sich dagegen gesträubt, hatte den immer dringlicher wiederholten Rat des Arztes mit

krankhafter Reizbarkeit zurückgewiesen: für sie gäbe es nur eins, Ruhe und Einsamkeit. Man solle sie um Gotteshimmelswillen zufrieden lassen mit allen guten Vorschlägen. Sie müsse sich doch schließlich am besten kennen. Für sie gäbe es überhaupt keine Heilung. Das Übel säße tiefer als da, wohin der Verstand der Ärzte zu dringen vermöge. Geradezu Gift für ihren Zustand: das Rasseln der Eisenbahn, das lärmige Treiben in den Hotels, das ewige Hasten von einem Ort zum andern ohne Zweck und Ziel.

Plötzlich aber war sie anderer Meinung geworden. Nur heraus hier aus diesem Verließ, das sie bislang ihre Wohnung, ihr Heim genannt hatte. Fort, nur fort, so schnell und so weit wie möglich. Am liebsten eine Reise über den Ozean, eine Reise von vielen, vielen Monaten. Wochenlang kein Land sehen, bloß Himmel und Wasser. Ach, die See, das geheimnisvolle unendliche Meer, auf dem einen die Bedeutungslosigkeit, die ganze Kleinlichkeit und Nichtigkeit menschlichen Seins so recht zum Bewußtsein kam. Sie liebte es, das Meer, mit der großen Liebe, womit ihr Walter es immer geliebt hatte.

Die junge Witwe ergriff den Plan mit großem Eifer, schrieb an verschiedene Gesellschaften wie Cooks und Stangen, ließ sich Prospekte kommen, Karten, Bücher, und studierte all jene Schriften,

machte sich Notizen, Auszüge und kalkulierte die Kosten ohne große Genauigkeit. Nun, es kam ihr schließlich auf ein paar tausend Mark mehr oder weniger nicht an. Nach der Umwandlung der väterlichen Fabrik in eine Aktiengesellschaft besaß sie ein beträchtliches Vermögen, zumal für eine alleinstehende Frau. Und wenn sie gar mehr als die Zinsen verbrauchte und das Kapital angriffe? Sie hatte niemandem Rechenschaft zu geben. Wozu sparen? Für wen?

Lachende Gesichter hinterlassen? Als reiche Wohltäterin sterben? Etwa der Kinder, der Stiefgeschwister, die, wenn die Natur einen schlechten Witz sich erlaubte, aus dieser Ehe einer Matrone mit einem alten Geden vielleicht noch entstehen konnten?

Halt, das war ein Fingerzeig. Daran hatte sie ja gar nicht gedacht. Sie wollte — man konnte ja nicht wissen, was unterwegs passierte — sie wollte beizeiten ihr Testament machen zugunsten, lediglich zugunsten der Hinterbliebenen braver Seeleute der kaiserlichen Marine, die im Dienste des Vaterlandes den Tod in den Wogen fänden. Dies allein wäre auch ein Vermächtnis, würdig des geliebten Toten.

Sobald als tunlich, in den nächsten Tagen schon, wollte sie zu einem Notar nach Berlin fahren, um die Sache zu erledigen. Und bei dieser Gelegenheit

konnte sie sich auch gleich noch einige Kostüme bestellen und einkaufen, was sonst noch für eine weite Reise vonnöten wäre.

Was er bloß für ein Gesicht machen würde, der Kapitän, wenn er erführe, die verwitwete Frau Leutnant Rade habe aus eigenem Entschlusse und ohne Begleitung eine lange Fahrt über den Ozean angetreten.

„Eine längere Reise? wahrhaftig? . . . wohin denn.“

„Ja, denken Sie sich bloß, nach Ostasien, Herr Kapitän.“

„Nach Ostasien? . . . wohl gar nach Japan, für das sie von meinen Erzählungen her immer so schwärmte?“

„Ganz recht, nach Japan.“

„Nein, so was! . . . da wird sie wohl am Ende ein Jahr fortbleiben?“

„Ein Jahr oder ungefähr.“

„Hm . . . seltsam, soviel Energie und Selbständigkeit hätte ich der stillen, weichen Frau nun und nimmermehr zugetraut . . . Schade!“

„Schade? . . . warum schade?“

„Nun . . . ich meine bloß so . . .“

Das war der Dialog, den sie in allerlei Varianten und mit heimlicher Genugthuung des öfteren zwischen Hartmann und Onkel Oskar sich vorstellte.

Sie sah den Kapitän vor sich, wie er verblüfft die Nachricht aufnahm, wie er sich verfärbte, hörte, wie seine Stimme leise zitterte, dachte sich aus, was er für Vorwürfe sich machte, daß er das arme Weib so ganz hilflos seinem traurigen Schicksal überlassen hätte.

O, sie würde wer weiß was darum gegeben haben, wenn sie, mit einer fabelhaften Tarnkappe versehen, leibhaftigen Ohres und leibhaftigen Auges einer solchen Unterhaltung hätte beiwohnen können. Ob ein gewisser Jemand wirklich so desperat dreinschauen würde bei der Kunde von ihrer Ozeanfahrt?

„Ja, mein lieber Kapitän. Nun bin ich unterwegs! Hätten Sie sich gefälligt eher um mich gekümmert! Jetzt haben wir schon eine hübsche Etappe hinter uns. Eben landen wir in Singapore, und ein vielgereister, sehr interessanter Engländer, dessen Bekanntschaft ich auf dem Schiffe vergebens auszuweichen suchte, an dessen lebenswürdiges Geplauder ich mich schließlich doch gewöhnt habe und dessen Flirt ich mir ein wenig gefallen lasse, er bietet sich, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Sie machen große Augen, Kapitän? Du lieber Himmel, ich habe mich halt auch ein wenig geändert mittlerweile. Ich suche des Lebens Überdruß so leicht und so vergnüglich als möglich zu ertragen. — Übermorgen reise ich mit bewußtem

Engländer ins Land; er wird mir zeigen . . . aus gefahrloser Ferne selbstverständlich, wie man einen Tiger schießt. Er wird mir das Fell des Gewaltigen respektvoll zu Füßen legen. Ich will nicht hoffen, daß er sich selbst mir zu Füßen legt. Oder vielleicht tut er's doch? wer kann wissen, was so ein spleeniger Engländer im Schilde führt . . .! Nun, fürchten Sie nichts; ich bin gefeit . . . gefeit fortan gegen Engländer und Deutsche. Ich bin und bleibe, äußerlich heiter vielleicht und lachend, im Herzen aber doch immer tieftraurig, die treue Witwe des unglücklichen Leutnants Walter Rade.“

So oder so ähnlich würde sie unsichtbar unter der imaginären Tarnkappe hervor zu dem verdutzten, zu dem perplexen, zu dem völlig konsternierten Kapitän zur See Herrn Ottokar von Hartmann sprechen.

An einem Novembernachmittage, während sie mit diesem capriccioso ihre Phantasie umschmeichelte, saß Irma vor dem kleinen Damenschreibtisch im Erker ihres Wohnzimmers zu Niklassee. Ihre Blicke irrten nachdenklich durchs Fenster und blieben an den abendlichen Wipfeln einer Fichtengruppe des Grunewalds haften. Ihre Finger, die ein Papiermesser hielten, zertrakteten nervös die graue Ahornplatte eines Gueridon, der zu ihrer Rechten stand. Froschgequakte, Untengeklage tön-
ten aus

dem Rohr des Wassers herüber, das sich stolz der Nilassee nannte. Sie stand auf, schloß das Fenster und machte dem ihr unaussethlichen Tümpelkonzert ein Ende.

Ach, wenn ihr nur erst die Wogen an die Planken des Schiffes schlugen! Einen Sturm wünschte sie sich, ein tobendes, brausendes Meer, das mit gewaltiger Lunge alle Stimmen ihres Innern niederbrüllte.

Noch einige unerträgliche Wochen Wartezeit.

Über den Wipfeln des Grunewalds glühte noch die längst versunkene Sonne.

In Irmas Erkerzimmer begann es dunkel zu werden. Stimmungen, Empfindungen, wie sie zwischen Wachen und Träumen zu liegen pflegen, zu flüchtig, zu schattenhaft, um in Worten sich ausdrücken zu lassen, zu subtil, um deutlich in der Erinnerung haften zu bleiben, umschleierten allmählich die Seele der einsamen Witwe.

Ihr war's zumute, als ob die tiefe Stille ringsum ihr leise zu klingen anfinge in einer seltsamen Musik des Schweigens, der sie atemlos lauschen mußte gütigen und versöhnlichen Herzens. Ihr war, als ob ein Lied des Friedens ertönte, von fernen, kaum hörbaren Chören gesungen.

Das dauerte nicht lange. Die Melodie in ihr verstummte. Irma trat vom Fenster zurück, an

das sie gelehnt gestanden hatte, und schaltete mit einem schnellen Handgriff das elektrische Licht ein.

Nachdem sich das geblendete Auge an die Helligkeit gewöhnt hatte, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und nahm die Feder zur Hand. Sie holte einen Briefbogen nach dem andern aus einem Karton hervor, begann mit fliegendem Griffel ein paar Worte drauf zu kritzeln und zerriß ihn wieder.

Endlich kamen anstatt des langen Schreibens, das sie zu verfassen beabsichtigte, die folgenden kurzen Zeilen zustande.

„Lieber Herr Kapitän! Ich trete in vier Wochen eine lange Reise ins Ausland an. Ich möchte nicht gehen, ohne Ihnen lebwohl zu sagen. Widerstrebt es Ihnen nicht gar zu sehr, so kommen Sie und trinken zum Abschied ein Glas Tee mit mir. Auf Wiedersehen? Irma Rade.“

Sie las die Zeilen durch.

Sie gefielen ihr ganz und gar nicht, aber sie kuvertierte den Brief und schickte ihn nach einigem Zögern an seine Adresse.

*

Einige Tage darauf kam Hartmann.

Er kam, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre zwischen ihnen.

Sie wollte kurz die Szene auf der Veranda der Villa Quisisana in Baumgart erwähnen. Er aber ging so rasch darüber hinweg, daß sie nicht recht wußte, wie sie das zu deuten habe, als Taktgefühl oder überlegenen Stolz.

Nicht den allermindesten Eindruck schien auf den Kapitän die projektierte Reise zu machen. Er nahm davon flüchtig Notiz und erbot sich, falls sie noch irgendeiner Auskunft bedürfe, ihr die nötigen Informationen zu verschaffen. Er benahm sich überhaupt so ganz anders, als sie gewünscht hatte, daß er sich benehmen möchte. Gar nicht weich, auch nicht ein bißchen traurig schien er gestimmt in dieser Abschiedsstunde, eher heiter und aufgeräumt.

Jrma fragte sich, ob er sich etwa verstelle. War dem so, so wußte er meisterhaft Komödie zu spielen. Schließlich, da die Unterhaltung ganz im Geiste konventioneller Höflichkeit zu verlaufen drohte, war es ihr ein Bedürfnis, bevor er ging, ihm zum Andenken eine Photographie Walters zu überreichen.

Er nahm das Bild mit freundlichem Danke, verriet aber mit keiner Silbe, keiner Miene, daß ihn etwa ein Porträt der Geberin gleichfalls lieb gewesen wäre. Es stand unweit von ihnen auf dem Salontische ihr Bild. Sie blickte unwillkürlich hinüber, als sie ihm die Photographie Walters

überreichte, legte ihm den Wunsch danach förmlich in den Mund.

Der Kapitän stand auf, küßte ihr die Hand und wünschte ihr lächelnd Meeresstille und glückliche Fahrt.

Dann ging er.

Sie hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten. Als er fort war, weinte sie laut.

Nunmehr erst stand es ihr unumstößlich fest, daß sie wirklich reisen würde, wirklich und unwiderruflich, denn vorher — das wurde ihr jetzt klar, hatte sie mit dem Gedanken nur gespielt.

Sie schrieb an das Reisebureau und bestellte das Billett.

*

Es war acht Tage, bevor der Lloydampfer „Bismarck“ von Bremen aus via Singapore nach Nagasaki in See ging.

Die alte Tante Christine saß bereits seit einer geschlagenen Stunde draußen bei der Großnichte in Niklassee und suchte vergebens eine Versöhnung zwischen Mutter und Tochter herbeizuführen: sie könnten doch beide nicht ewig böse sein miteinander. Das dauere jetzt bereits seit Monaten. Die Mutter leide unter dem Gerwürfnis und härme sich ab.

Irma solle nicht so störrisch sein. Wie könne man mit zwanzig Jahren urtheilen oder gar verurtheilen, zumal, wenn man sich selber noch nicht in ähnlicher Lage befunden habe. Irma werde noch mancherlei Erfahrungen machen in ihrem Leben und noch manchesmal umlernen müssen.

Geduldiger, als es von ihr zu erwarten war, hatte Irma die beredten Argumente, die Mahnungen, Bitten und Vorwürfe Christinens angehört. Sie brauche nicht umzulernen, sagte Irma abgespannt von dem vielen Hin- und Herreden; sie verlasse sich lediglich auf ihr Gefühl, und das richtige Gefühl habe nichts zu vergessen und nichts zu lernen.

„Hm, hm, hm, du machst mir Spaß, du kleines, aberwitziges Frauchen . . . ha ha, nichts zu vergessen, nichts zu lernen! Das hört sich ganz gut an, 's klingt fast richtig und ist doch falsch, ach, so grundfalsch wie vieles, was gut klingt und richtig . . . Aber ich sehe schon, es ist dir nicht beizukommen, du Dickkopf . . . Jawohl, Dickkopf hab' ich gesagt!“ — Christine schüttelte unwillig den Kopf mit dem grauen, aufgesteckten Scheitel, rutschte mit ihrem Sessel ganz dicht an Irma heran, und in verändertem, halb gütig verweisendem, halb ärgerlich befehlendem Tone räsonnierte sie:

„Ihr sollt euch wieder vertragen, wenn nicht euretwegen, so meinetwegen! . . . verstanden?“

Ich will es haben, ich alte, wacklige Person! . . . Ob du unrecht hast oder sie oder ihr alle beide mit-sammen, das ist mir egal . . . Pscht, ruhig mal, du Riefindiewelt . . . unterbrich mich nicht; jetzt rede ich . . . Ich weiß nicht, wie lange ich's noch machen werde . . . vielleicht noch 'n paar Jahre, vielleicht noch 'n paar Monate . . . Luise, Oskar, du — ich hab' euch alle drei lieb . . . jawohl, lieb, . . . darfst mir's schon glauben, wenn ich's auch niemals ausposaunt oder euch's ins Gesicht gesagt habe. Ich habe euch lieb schon deshalb, weil ich euch nacheinander hab' großpäppeln helfen . . . Na, und ihr seid die einzigen von allen Verwandten, die mir nicht gestorben und verdorben sind. Ich will euch alle beieinander haben wie früher im Hause deines Vaters. Ich mit meinen alten, klapperigen Beinen kann nicht mehr rumtraxeln heut zu dem einen und morgen zu dem andern. Ich hab's Recht auf Bequemlichkeit . . . an einem Fleck will ich euch beisammen haben. Und darum bitt' ich dich, Irma — du weißt, ich bitte sonst nie — darum bitt' ich: vertrag' dich wieder mit der Mutter.“

Unter dem Eindruck dieser Worte, die bei aller Wärme, bei aller zittrigen Hilflosigkeit doch etwas Energisches hatten, wich aller Troß von Irma. Sie senkte den Kopf und sagte leise: „Tante, ich

Kann das Haus dieses Mannes doch nicht betreten. Wenn ich das täte, wenn ich seine Schwelle überschritte, dann wäre ich wert . . .“

Eine Hand, eine vergilbte, blaugeäderte, von braunen Flecken bedeckte Greisinnenhand schloß ihr den Mund: „Pscht, nichts voraussagen, nichts verschwören. Es kommt im Leben doch alles anders, als man sich's vornimmt. Ich will nicht — beileibe nicht — die Vorsehung spielen. Aber wenn ihr euch vor deiner Abreise zufällig treffen solltet bei mir . . . und das wäre ja möglich . . . zufällig natürlich, rein zufällig, dann gebt ihr euch die Hände und das übrige wird sich schon finden.“

Irma, abgewandten Blickes, saß eine Weile, dann seufzte sie resigniert wie nach einem schweren Entschlusse: „Ich will es mir überlegen, Tante.“

„Ja, meine Tochter, überleg' dir's in aller Ruhe. Aber nicht zu lange! Aber noch vor deiner Reise, nicht wahr? Man weiß ja nicht . . . man . . . Na adieu, Fräulein!“ —

Sie war bereits draußen im Entree, da fiel ihr ein, daß sie noch etwas vergessen hätte, etwas Wichtiges, das sich nicht so zwischen Tür und Angel erledigen ließ. Sie humpelte ins Zimmer zurück:

„Ja richtig, was ich noch fragen wollte. Da grade von Ausöhnung die Rede ist — — — mit

Herrn Kapitän von Hartmann hast du, hör' ich, dich ja auch wieder ausgesöhnt?"

„Wir sind eigentlich nie böse miteinander gewesen,“ antwortete Irma so ruhig sie vermochte.

„Desto besser, mein Kind! desto besser!“

„Ich mache durchaus kein Hehl daraus. Ich hatte ihn damals in der Sommerfrische, ohne es zu wollen, verlegt. Ich meine, es war nur meine Pflicht, ihm vor meiner langen Reise die Hand zum Abschied zu reichen.“

„Desto besser! desto besser!“ — Christine mit den eingekniffenen Lippen der alten Leute lächelte ein klein wenig, wie ein verschmitzter Diplomat.

Da beehrte die junge Witwe auf: „Was verziehst du das Gesicht, Tante? O, ich weiß schon, was du damit sagen willst. Ich kann mir lebhaft denken, wie ihr alle, namentlich Mama und ihr werter Gatte das kommentiert habt. Ich sah euch förmlich die Köpfe zusammensteden und wispern und pisporn.“

Schlicht und ruhig erwiderte die Alte: „Brauchst dich gar nicht über uns ereifern. Freilich haben wir darüber gesprochen. Ist das nicht ganz natürlich? Wir haben uns davon unterhalten, haben unsere Freude darüber gehabt, haben gewisse Hoffnungen daran ge— —“

„Hoffnungen? Ei, sieh doch einmal an! Also Hoffnungen habt ihr daran geknüpft. Habt vielleicht gar schon Polterabendscherze gemacht? Habt vielleicht gar schon Hochzeitstoaste verabredet? Ha ha ha; ja, das glaub' ich! das möcht' meiner jungen Frau Mama so passen, die Genugthuung möcht' sie erleben . . . die Schadenfreude!“

„Schadenfreude, Irma? wenn sie glücklich sein würde über dein Glück!“

Irma hielt sich die Ohren zu: „Hör' auf,“ rief sie erregt. „Ich bitte dich, hör' auf . . . Mein Glück . . . — — was weiß die Frau von meinem Glück? ich kenne kein Glück mehr nach Walters Tode und will keins kennen; sag' ihr das! Sag' ihr, daß ich in Walters Grab alle Wünsche und Hoffnungen eingesargt habe“ — die junge Witwe weinte, ergriffen von ihren eigenen Worten.

„Und auf diesem Grabe,“ erwiderte Christine sanft, „will etwas Neues wachsen, eine frohe, schöne Gottesblume; sie hat aber nicht Platz, sie hat nicht Luft und nicht Licht wegen dem Gärtner seinen Stierblumen . . . Denk' nur mal drüber nach, Kind, denk' genau drüber nach. Vielleicht, daß du einsehst, ich habe nicht ganz unrecht . . . Na, und nun will ich gehen für heute . . . — — Doch halt, noch eins: Deine Nervosität, dein gereiztes Wesen . . . Irma, im Vertrauen, du gefällst mir nicht.

Du solltest mal zu einem tüchtigen Spezialisten gehen, aber nicht zu so einem modernen mit Elektrizität und Fichtennadelbädern und solchem faulen Zauber. Nein, zu einem erfahrenen, der die Weibsbilder aus dem FF kennt. Denn mit dir darf man nicht so drumrum sprechen wie dein vornehmer Hausarzt in Lackstiefeln. Mit dir muß einer mal ein deutliches Wörtchen deutsch reden, meint Oskar, und damit hat er recht.“

Die Lippen der jungen Frau kräuselten sich spöttisch: „Der gute Onkel Oskar hat mir schon einmal eine gründlich verfehlte Diagnose gestellt. Grüß' ihn bestens; er soll sich daran erinnern!“

„Schön, mein Kind, ich werd's ihm ausrichten. Und deiner Mutter? was kann ich der ausrichten?“

„Was du auf Grund unserer heutigen Unterredung mit deinem Gewissen vereinbaren kannst.“

„So werde ich ihr sagen, daß ich dich versöhnlicher als sonst gefunden habe, liebe Irma!“

Am Nachmittage des folgenden Tages bekam Irma wiederum Besuch. Als man ihr den Kapitän meldete, wurde sie so verwirrt, daß einige Zeit verging, ehe sie die klare Weisung geben konnte, ihn in den Salon zu führen. Dort ließ sie den Offizier warten, um inzwischen die nötige Samm-

lung zu finden, ihm mit gesellschaftlicher Unbefangenheit entgegenzutreten.

Er kam lächelnd auf sie zu und überhob sie der in Eile vorbereiteten Begrüßungsformel. Vor einigen Wochen, sagte er, habe sie ihn gerufen, heute käme er ungerufen wie früher. Damit er jedoch nicht allzu unmotiviert erscheine, habe er für seine Visite lange nach einem Vorwand gesonnen und diesen Vorwand endlich auch unter den Büchern seiner Bibliothek in einem Werke über Japan gefunden. Also sprechend, packte er ein dickes, schweres Volumen aus und überreichte es ihr mit komisch feierlicher Verbeugung.

Irma fand nicht alsbald die passenden Worte des Dankes. Sie stand ziemlich hilflos vor ihm mit dem wohl seine fünf Pfund schweren Bande, den sie an allen Ecken und Enden betrachtete. Nicht einmal die Hand vermochte sie ihm zu reichen, da sie beide Arme brauchte, um das seltsame Geschenk zu umklammern.

Er, strahlenden Auges, weidete sich an ihrer Verlegenheit und wurde seiner selbst immer sicherer. Man könne es auch weglegen, wenn man nicht drin läse, meinte er fast übermütig und befreite sie von dem Buche.

Die junge Witwe empfand, daß sie in ihrem Leben noch nie so wenig Herrin des Wortes ge-

wesen war wie in diesem Augenblick. Denn, wie sehr es sie auch freute, daß Hartmann vor ihrer Abreise den Drang fühlte, sie noch einmal zu sehen, so störte sie doch sein leicht spöttischer, persiflierender Ton. Es war keine Ehrerbietung in ihm wie früher.

„Ich werde es auf dem Dampfer eifrig studieren,“ stotterte sie, um doch wenigstens etwas zu antworten.

„O, es ist ein sehr merkwürdiges Buch, gnädige Frau. Denken Sie nur, man kann es auch ganz gut zu Hause lesen, innerhalb seiner vier Wände, und sogar noch viel bequemer als auf einem schwankenden, geräuschvollen Schiffe, wo es außerdem noch die leidige Seekrankheit gibt, bei der einem die Lust zu jeglicher Lektüre vergeht.“

„Sie glauben also, daß das Buch unnötiger Ballast für mich sein wird auf dem Dampfer?“

Er zuckte die Achseln, schaute sie vielsagend an und erwiderte ein klein wenig malitiös: „Oder der Dampfer unnötiger Ballast für das Buch!“

War das ein Witz, so verstand sie ihn nicht. Sie hatte nur das bestimmte Gefühl, daß man sich über sie lustig machen wollte, und gab ziemlich kühl zurück: „So werde ich also das Buch hier lassen und es erst lesen, wenn ich von meiner Reise heimkehre, denn bis zu meiner Abreise werde ich kaum

damit fertig werden können, zumal da ich noch wichtige Vorbereitungen zu treffen habe in diesen acht Tagen.“

„So, so . . . in acht Tagen schon geht es los?“

„Allerdings, Herr Kapitän.“

Die gleichgültige, nonchalante Art, wie er über die lange Trennung sprach, verletzten sie. O, wenn es durchaus sein mußte, so konnte sie auch darüber reden wie über eine Bagatelle. Oder noch besser vielleicht war es, ganz davon zu schweigen. Sie lenkte also das Thema etwas gewaltsam auf ihren gewöhnlichen Gesprächsstoff, auf Walter.

Er erwiderte, es hätte keinen Sinn, ein Leid, daß sterben wolle, künstlich am Leben zu erhalten. Sie möge sich nicht darüber täuschen, daß der Schmerz um ihren Mann naturgemäß in immer größere Ferne zu rücken begänne. An dieser Tatsache würde nichts geändert, auch wenn sie eines künstlichen Mittels sich bediene, gewissermaßen eines seelischen Krimsstechers, um ihn sich immer wieder nahe zu bringen, den Schmerz.

Irma war frappiert davon, wie klar der Kapitän im leichtesten Konversationstone den innersten Widerstreit formulierte, worin sich seit Monaten ihr Fühlen und Denken bewegte. Im Lichte dieser Worte tat sie einen Blick tief in die eigene Seele hinein.

Hartmann entging der Eindruck seiner Bemerkung nicht. Ernster, sanfter und wärmer fuhr er fort: „Und weil Sie es sich selber verbergen, was in Ihnen vorgeht, möchten Sie es auch andren verheimlichen. Dadurch kommt eine erkledliche Portion Unaufrichtigkeit in Ihr sonst so ehrliches, sympathisches Wesen, Frau Irma. Erinnern Sie sich, was Polonius zu Laertes sagt: *This above all, to thine ownself be true!* — Als Sie einst nach Verzweiflung und Selbstmordgedanken mit mir brieflich und mündlich über Walter zu reden den Drang hatten, schon damals hatten Sie, ohne es noch selbst zu ahnen, so eine Art Lust an Ihrem Schmerz, eine stille Genugthuung oder ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Damals begnügte ich mich aus Achtung vor Ihrer Trauer mit der mir zugebachten bescheidenen Rolle, in unseren Dialogen über Walter Ihnen die Stichwörter zu bringen.“

Sie erhob lebhaften Einspruch.

„Nein, nein, keine Widerrede, Frau Irma,“ wehrte er ab, um in herzlich mahnendem Tone fortzufahren:

„Doch nun hüten Sie sich davor, daß Ihnen die Erinnerung an den Verstorbenen nicht zur banalen Gewohnheit wird. Halten wir sein Andenken in Ehren, wie er es verdient, aber sparen

Sie Schmerz und Trauer für die seltenen Stunden der Weihe auf, damit nicht der fromme Kult Wert und Inhalt verliert.“

Sie hatte während seiner letzten Sätze nicht mehr gewagt, ihn anzusehen; sie blickte zu Boden.

„Irma, Ihre Jugend hat das Leid überwunden. Brauchen Sie sich des wiedererwachenden Willens zum Leben zu schämen? . . . Warum wollen Sie ihn mit Gewalt niederzwingen?“

Er legte unwillkürlich seine Finger um ihr Handgelenk. Sie duldete einen Moment die Berührung. Doch plötzlich aufspringend und sich die Ohren zuhaltend, rief sie:

„Ich will es nicht hören! . . . ich darf nicht . . . kann nicht! Ach, Kapitän, nun haben Sie unsere Freundschaft für immer zerstört . . .; ich hab's gefürchtet, ich habe es kommen sehen. Das war es, wovor ich schon damals solche Angst hatte. Darum hat ich Sie, nicht wiederzukommen.“

„Und haben mich doch wieder gerufen? . . . Irma, geben Sie den Kampf auf gegen sich und mich!“

Die weiche Bärtlichkeit seiner Worte drang wie Frühlingsstimme in ihr winterliches Herz. Sie wehrte sich, suchte ihrem Klange zu trotzen, ihrem Eindruck mit verdoppeltem Eifer sich zu entziehen.

„Seien Sie kein Kind!“ bat er.

L. Schmidt, Der Wille zum Leben.

12

„Fortgeh'n sollen Sie!“ rief sie nervös und wich, da er sich ihr näherte, bis an die Wand des Zimmers zurück, wo sie mit zitternder Hand den Kronleuchter einschaltete, damit die einbrechende Dämmerung ihn nicht noch kühner machte.

Elektrisches Licht glühte auf und erleuchtete den Salon.

Er stand einen Augenblick bezaubert vor der Schönheit des jungen Weibes. Ihr Gesicht war in dunkle Blutröte getaucht; ihre Augen, weit und groß, waren voll Schreck hilflos auf ihn gerichtet. Nicht fähig zu reden, bewegte sie nur die Lippen, während kurze, schnelle Atemzüge ihren Körper erheben machten. Über die linke Stirnhälfte glitt ein Teil des Blondhaares, worin der Glanz der Glühbirnen bunte, tanzende Lichter warf.

„Und wenn du eine Sonne entzünden könntest, es wird nicht eher Licht in dir, bis du dich selbst erkennst! Kann man vor sich selber fliehen? . . . vor den eigenen Gedanken und Wünschen?“ —

Er hätte nicht den Mut gehabt, so zu ihr zu reden, wenn er nicht längst gemerkt hätte, daß sie ihn liebte. Er umfaßte sie, versuchte sie zu küssen.

Irma entwand sich ihm mit geschlossenen Augen flehentlich bittend: „Weg! . . . lassen Sie mich . . . haben Sie Erbarmen! . . . Fort, fort; Walter sieht es!“

Und er mit ihr ringend: „Die Toten sehen nicht! Die Toten segnen nicht, fluchen nicht!“ — Seine Lippen berührten ihre Wangen.

Sie stieß ihn zurück: „Ich schreie um Hilfe! ich rufe meine Mädchen, Herr Kapitän!“

Das gab ihm die Besinnung wieder.

„Nun denn, Frau Irma — ein letztes Wort. Sie sind kein Badfisch, ich bin kein Radett. Ich kam heut hier herauf in dem festen Vorsatz, eine Entscheidung herbeizuführen . . . so oder so. Wie denken Sie sich in Zukunft unsere Beziehungen? Sollen sie überhaupt eine Zukunft haben oder wollen wir einen dicken Strich machen hinter dem Heute?“

Sie stand verlegen und antwortete nicht.

„Bitte, reden Sie; ich muß endlich wissen, woran ich bin mit Ihnen!“

Daß sie beide gute Freunde bleiben würden, habe sie gedacht, meinte Irma, und er möge doch nicht mit Gewalt einen Zwist herbeiführen vor ihrer Abreise.

Da sagte er ihr rund heraus, daß er an diese Reise nicht glaube und auch schon beim vorigen Besuche nicht dran geglaubt habe.

„Ah!“ rief Irma überrascht, „Sie glauben nicht an meine Reise?“

Nun hatte sie die Erklärung für sein rätselhaftes Betragen, nun begriff sie mit einem Schlage,

warum er das erstemal die Nachricht so gleichgültig hinnahm und warum er heute so spöttisch, so ironisch, so witzig sich eingeführt hatte.

Ha, die Niederlage, die sie jetzt seiner Anmaßung bereiten wollte!

„Also Sie glauben nicht an meine Reise? Also Sie halten mich für eine Komödiantin, für eine Lügnerin halten Sie mich?“

Sie entgegnete das nicht entrüstet, nicht zornig, sondern mit stolzerhobenem Haupte. Ein Lächeln von unverkennbar triumphierender Schadenfreude begleitete diese Frage, die sie langsam jede Silbe dehnend und betonend an ihn richtete.

„Eh bien, Herr von Hartmann, ich trete mir zwar selber ein wenig zu nahe, wenn ich es der Mühe wert halte zu beweisen, daß ich keine Komödiantin, keine Lügnerin bin. Doch Sie sollen ihn haben auf der Stelle, den Beweis!“

Wie um die Vorfreude ihres Triumphes zu verlängern, ging sie ganz sacht, ganz langsam ins Nebenzimmer, wo sie, ihm sichtbar bei geöffneter Thür, ein Fach ihres Schreibtisches aufschloß, um darauf mit einem Papier zurückzukommen, das sie ihm mit spöttischer Verbeugung überreichte.

Der Kapitän traute seinen Augen nicht, als er den ordnungsmäßig abgestempelten und auf den

Namen der verwitweten Frau Leutnant Rade aus-
gestellten Fahrchein in der Hand hielt.

Sie weidete sich an seiner Bestürzung. Sie
sog mit flammenden Blicken jede seiner Bewegungen
ein, trank mit rachedurstiger Seele den blassen
Schrecken von seinem Gesicht. Sie konnte die Zeit
kaum erwarten, bis er reden, bis er demütig Ab-
bitte leisten würde.

Einen Moment lang fühlte er auch die Ver-
pflichtung, es zu tun.

Aber mit einem jener impulsiven Entschlüsse,
die plötzlich ein halb noch unbewußtes Wollen des
Menschen in das grade Gegenteil verkehren, wan-
delte sich ihm Zerknirschung und Demut in männ-
lichen Troß. Wie um sich am Bitten zu verhindern,
verschränkte er die Arme über der Uniform: Ob sie
etwa glaube, daß er sich solchen Torheiten willig
fügen werde? ob sie etwa sich einbilde, er werde
sie sich selbst zum Tort reisen lassen, wider die
eigene Stimme im Herzen, einer rein krankhaften
Laune zuliebe, umschwärmt zu Wasser und zu
Lande von fremden Laffen. Während man ihn
jede Woche mit einer bunten Postkarte abspeisen
würde?

„Ach,“ erwiderte sie ironisch, „wenn ich weiß,
ich tue Ihnen einen Gefallen damit, sende ich
Ihnen auch zweimal die Woche eine Ansichtskarte.“

„Zu gütig! nein wirklich, zu gütig!“ kam's in demselben Tone zurück. „Aber Sie können das Porto sparen . . . einfach so . . .!“

Und blickschnell, ehe sie es verhindern konnte, hatte er den Fahrschein in tausend Stücke zerrissen.

Sie beehrte auf: „Sind Sie wahnsinnig? was soll das heißen?“

„Das soll heißen: es wird nicht gereist! . . . Und nun werde ich auch endlich erfahren, woran ich bin mit dir? ob ich deinen Haß habe oder deine Liebe?“

Er wartete lange der Antwort.

Schließlich, von ihm in die Enge getrieben, schluchzte sie: „Meinen Haß haben Sie! . . . jawohl, Kapitän, ich hasse Sie . . . haß— —se Sie.“

Ihm aber klang es nicht wie Haß. Er umschlang sie und küßte sie auf Augen, Wangen und Hals, während sie, seine Liebkosungen bald dulnd, bald abwehrend, immer und immer wiederholte: „Ich hasse Sie . . . ja, hasse . . . haß— —se Sie.“

Die beiden hatten überhört, daß es ein paarmal geklopft hatte.

Oskar Siewert trat ein.

Hartmann und Irma fuhren erschreckt auseinander.

Onkel Oskar tat, als hätte er nichts gesehen.

„Ich komme, liebe Irma,“ sagte er, „von deiner Mutter. Ich soll dir ausrichten, daß sie für dich mit einem Kranz auf deines Vaters Grab niedergelegt hat . . . du weißt doch, heute vor zwei Jahren ist er gestorben.“

„Der selige Papa!“ rief Irma bestürzt . . . „Mein Gott, daran . . . daran hatte ich wie auf den Tod vergessen.“

Onkel Oskar lächelte gütig in beredtem Schweigen. Darauf drückte er erst Irma, dann Hartmann die Hand.



Concordia Deutsche Verlags-Anstalt

in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



Willibald Alexis, Erinnerungen. Geh. M. 3.—, geb. in Kalito M. 4.—.

Baldwin-Wille, Das Teufelchen von nebenan. Eine humoristische Erzählung in 18 Kapiteln. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Leo Berg, Heine-Niebsche-Jbsen. Essays. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.30.

Maximilian Bern, Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Emma Böhm, Wenn die Sonne untergeht. Roman. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Michel Corbay, Das Gedächtnis des Herzens. Roman Deutsch von H. Michalski. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

El-Correï, Siehe, es beginnt zu tagen. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Marie von Ebner-Eschenbach, Die Prinzessin von Banalien. Mit Illustrat. v. H. Unterk. Kart. M. 2.50.

Frederik van Eeden, Die Nachtbraut. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ernst Eilers, Haus Ellerbrook. Roman. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50.

Georg Engel, Der verbotene Rausch. Novellen. 5. Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Der Reiter auf dem Regenbogen. Roman. 8. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Hann Klüth. Roman. 22. Auflage. Wohlfl. Ausgabe. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

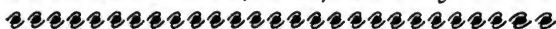
— Die Last. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Zauberin Circe. Berliner Liebesroman. 5. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Die Furcht vor dem Weibe. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Das Hungerdorf. 4. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



Das Erbe, Sammlung ausgewählter deutscher Schriften.
Herausgegeben von Ernst Lissauer.

Bisher erschienen:

- Bd. 1. Mörkes Gedichte. Einleitung von Ernst Lissauer.
- „ 2. Eichendorff, Die Glücksritter. Mit einer Einleitung von Dr. Hermann Todsien.
- „ 3. Annette von Droste-Hülshoff, Gedichte. Mit einer Einleitung von Professor Ferdinand Gregori.
- „ 4. August Kopisch, Heitere Gedichte. Mit einer Einleitung von Ernst Lissauer.

Jeder Band geh. M. —.50, geb. M. 1.—.

L. Frei, Kettenträger. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
— Der neue Gott. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

— Todgeweihte Seelen. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Albert Geiger, Martin Staub. Roman. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Adele Gerhards, Die Familie Vanderhouten. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Goethe, Der Mann und das Werk. Eine Biographie mit vielen Abbildungen, Handschriften usw. von Professor Eduard Engel. Geh. M. 8.50, in Leinen geb. M. 10.—, in Halbfranz geb. M. 12.—.

Otto von Gottberg, Theodore Roosevelt. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Grün-Frankl, Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und L. A. Frankl (1845—1876). Herausgeg. von Dr. Bruno v. Frankl. Gr. 8°. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Adalbert von Hanstein, Achmed der Heiland. Eine epische Dichtung. Min.-Form. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

— Der Vikar. Novelle in Versen. 3. Auflage. Geh. M. 1.20.
Anselm Heine, Aus Suomi-Land. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



Hoffmann von Fallersleben, An meine Freunde.
Briefe. Herausgeg. von Dr. H. Gerstenberg. Geh. M. 6.—,
geb. M. 7.20.

Robert Hunter, Das Elend der neuen Welt. Deutsch
von Dr. A. Südekum. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Marie Janitschek, Auf weiten Flügeln. Novellen.
3. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Aus Aphroditens Garten:

Bd. 1. Maiblumen. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

„ 2. Feuerlilie. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Die neue Eva. 3. Auflage. Roman. Geh. M. 2.50, geb.
M. 3.50.

— Mimitry. Roman. 5. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Heinrich Ilgenstein, Die beiden Hartungs. Roman.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

E. de Jong van Beek en Donk, Frauen, die den
Ruf vernommen. Roman. Deutsch von E. Otten. 5. Auf-
lage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Es kommt der Tag. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 4.—,
geb. M. 5.—.

Hans von Rahlenberg, Häusliches Glück. Variationen
von einem Glücklichen. 3. Auflage. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.60.

— Die starke Frau von Gernheim. Roman. 5. Auflage.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Bernhard Kellermann, Fester und Li. Roman,
6. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hermann Rienzl, Die Bühne ein Echo der Zeit. Geh.
M. 6.50, geb. M. 7.80.

Paul A. Rirstein, Die da leiden. Geh. M. 2.—, geb.
M. 3.—.

— Die kleinen Götzen. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



Kleine Concordia-Bibliothek:

Bd. 1. Rudolf Presber, Der Knid im Ohr.

„ 2. Traugott Lamm, Im Föhn.

„ 3. Karl Rosner, Die Mumienhand.

„ 4. Otto Ernst, Einsam unter Menschen.

„ 5. Hermann Heyermans, Schande.

„ 6. Manuel Schnitzer, Die Scheibewand.

„ 7. Freiherr von Schlicht, Leutnantsliebe.

„ 8. Alfred Martin Zeller, Um die Freiheit. Die Geschichte eines Nihilisten.

Jeder Band geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Philipp Knieß, Von der Wasserlante. 6. Auflage.
Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Wind und Wellen. 3. Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.

— Raufleute und Schiffer. 2. Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.

— An Bord und Strand. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Aus Sturm und Not. 2. Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.

— Aus der guten alten Zeit. Gr. 8°. Geh. M. 2.—, geb.
M. 3.—.

— Ebbe und Flut. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Mite Kremnik, Ist das, das Leben? Roman. Geh.
M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Eine Hilflose. Roman. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Was die Welt schuldig nennt? Novellen. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.

— Die Getäuschten. Roman. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Rudolf Lothar, Das Leben sagt nein. Novellen. Geh.
M. 2.—, geb. M. 3.—.

Karin Michalis, Betty Rosa. Roman. Deutsch von
Mathilde Mann. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt

in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



- Däumelinschen. Erzählung. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.
Alex. Moszkowski, Riviera-Expreß. Humoresken.
3. Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Eop Naeff, Der stumme Zeuge. Tagebuchblätter. Deutsch
von Else Otten. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Edith Nebelung, Unfruchtbar. Roman. Deutsch von
Helene Klepetar. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Hans Olden, Narren der Natur. Novellen. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.
L. Felix Pinus, Die Entfesselten. Novellen. Geh.
M. 2.—, geb. M. 3.—.
Rudolf Presber, Das Mädchen vom Nil. Geh. M. 2.50,
geb. M. 3.50.
— Die sieben törichtesten Jungfrauen. 5. Auflage. Geh. M. 4.—,
geb. M. 5.—.
— Von Kindern und jungen Hunden. 9. Auflage. Geh.
M. 3.50, geb. M. 4.50.
— Die Diva und andere. 6. Auflage. Geh. M. 3.—, geb.
M. 4.—.
— Von Leuten, die ich lieb gewann. 23. Auflage. Geh.
M. 3.50, geb. M. 4.50.
— Theater. Ein Bündel Satiren. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
— Der Vetter aus Köln. Kleine Schwänke. Geh. M. 1.—,
geb. M. 1.80.
— Also sprach Shakespeare. 2. Auflage. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.
Herm. Siegf. Rehm, Lachende Masken. Geh. M. 2.50,
geb. M. 3.50.
Karl Retziem, Mit Schiller durch das Jahr. Buch-
schmuck von Oskar Theuer. Geh. M. —.75.
Max Ring, Erinnerungen. Gr. 8°. Geh. M. 4.—, geb.
M. 5.—.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



Karl Rosner, Georg Bongs Liebe. Roman. 4. Auflage.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Rinnender Sand. Novellen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Sehnsucht. Roman. 8. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Der Ruf des Lebens. Roman. 2. Auflage. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.

Robert Sautel, Eine Gymnasiastentragödie. Geh.
M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Dämon Berlin. Roman. 10. Auflage. Volksausgabe.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Der Mitado. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Alice Schalek, Schmerzen der Jugend. Roman. Geh.
M. 4.—, geb. M. 5.—.

Manuel Schnitzer, Das Buch von Peter und Fann.
Nach den Erzählungen einer jungen Mutter. 3. Auflage.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Walter Schulte vom Brühl, Helinor. Eine Dichtung.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

— Der Meister. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Die Revoluzer. 3. Auflage. Roman. Geh. M. 5.—,
geb. M. 6.—.

— Sachsenschädel. Roman. 3. Auflage. Geh. M. 3.—,
geb. M. 4.—.

— Der Prinz von Pergola. 2. Auflage. Roman. Geh. M. 4.—,
geb. M. 5.—.

— Die Sünderin. Novelle. Geh. M. 1.80, geb. M. 2.50.

Ewald Gerhard Seeliger, Mandus Frirens erste
Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte. Geh. M. 4.—,
geb. M. 5.—.

— Der Schrecken der Völker. Ein Weltroman. 5. Auflage.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.20.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt

in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



Bernhard Shaw, Sozialismus für Millionäre. M. 1.—.
Richard SLOWRONNEK, Das Verlobungsschiff. Humo-
ristischer Roman. 10. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
Die Stimme der Großen. Herausgeg. von Dr. Otto
Krad.

Bd. 1. Friedrich der Große. Kart. M. 1.60.

„ 2. Königin Luise. Kart. M. 1.60.

„ 3. Napoleon. Kart. M. 1.60.

„ 4. Voltaire. Kart. M. 1.60.

Rudolf Straß, Die zwölfte Stunde und andere No-
vellen. 5. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Alfred Streit, Von der Wiege bis zum Grab. Eine
immerhin ernste Geschichte. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Henning von Sydow, Die Sünde aber der Eltern.
Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Fraugott Sam, Gül Hanum. Roman. Geh. M. 4.—,
geb. M. 5.—.

— Im Lande der Jugend. Roman. 7. Auflage. Geh. M. 4.—,
geb. M. 5.—.

— Im Lande der Leidenschaft. Roman. 3. Auflage. Geh.
M. 3.50, geb. M. 4.50.

— Auf Wache und Posten. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Henry F. Urban, Lederstrumpfs Erben. Geh. M. 2.50,
geb. M. 3.50.

— Aus dem Dollarlande. 2. Auflage. Geh. M. 2.50, geb.
M. 3.50.

— Der Eisberg. Humoresken. 2. Auflage. Geh. M. 2.—,
geb. M. 3.—.

— Die Maus Lulu. Humoresken. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Paul Verlaine, Gedichte. Übersetzt von Otto Hausser.
Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
in Berlin W. 30, Münchener Straße 8



M. de Waleffe, Maria von Magdala. Roman. Deutsch von H. Michalsti. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Otto Weininger, Gedanken über Geschlechtsprobleme. Geh. M. 1.20, geb. M. 1.80, in Cassianleder geb. M. 3.50.

Luise Westlich, Der Marquis von Weyermoor. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Rains Entführung. Roman. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Gustav Wied, Wie die Menschen einmal sind. Erzählungen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

A. de Wit, Eine Mutter. Erzählung. Deutsch von Elise Otten. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.



Druck von A. E. Fischer, Hoflieferant, Gera-Neuß.



Princeton University Library



32101 066401199

